



Der Schmelztiegel

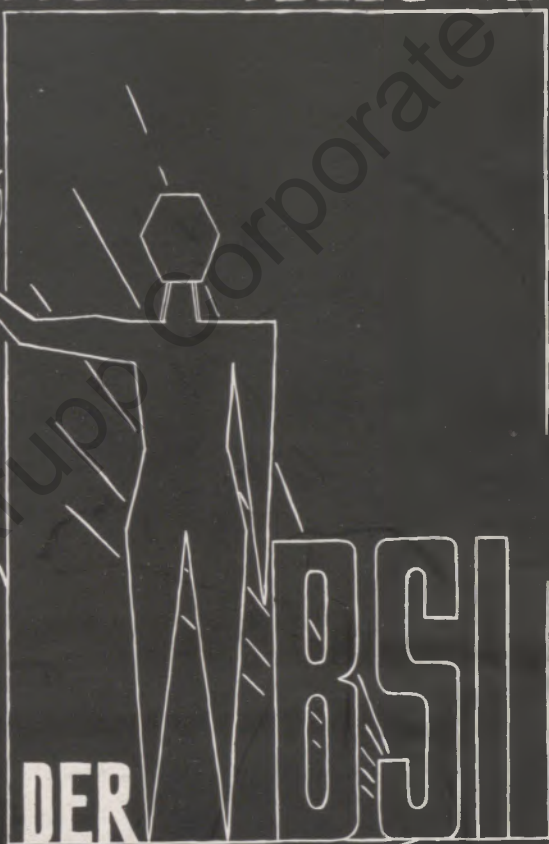
WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID

2.

AUSSTELLUNG



BERGISCHE STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID



LANGE

9.10. - 25.10.1954

Zu unserem Titelbild



In diesem Jahr konnten wir bereits die 2. Ausstellung mit künstlerischen Arbeiten unserer Belegschaftsmitglieder durchführen.

Wenn wir heute in unserem Titelbild das eindrucksvolle Plakat zeigen, daß unser Arbeitskamerad Alfred Lange von der

Säge in Stachelhausen für die Ausstellung entworfen hat, so ist dies neben den anderen Gegenständen ein Beweis mehr dafür, daß neben den Maschinen starke geistige Kräfte schlummern, die sich auch mit den neuzeitlichen Anschauungen über die künstlerische Gestaltung auseinandersetzen. (Wir gehen auf diesen Gedanken in dem Bericht über die gesamte Ausstellung näher ein.)

Wenn wir diese Zeichnung ohne Vorurteil betrachten, werden wir zugeben müssen, daß dahinter eine recht sinnvolle Idee steckt. Wir dürfen uns allerdings nicht an dem stilisierten Mann stoßen, der den Tiegel auf der Hand hält, sondern müssen das Bild als Ganzes nehmen. Wir werden dann feststellen, daß der Gedanke der Einheit „BSI, Belegschaft und Produktion“ geradezu glänzend gelöst ist.

Der Mann als Sinnbild der gesamten Belegschaft hält den Tiegel auf der Hand, wie auch tatsächlich die Gemeinschaft aller Werksangehörigen durch ihre Arbeit das Werk trägt. Von unserer Firmenbezeichnung BSI ausgehend, nehmen die Strahlen den Menschen (die Belegschaft) auf und weisen wiederum zum Tiegel als der Grundlage unseres Werkes überhaupt.

Dieses Kernbild ist eingefaßt mit den Worten „2. Ausstellung der Belegschaft der BSI“, womit die Zusammengehörigkeit symbolisiert ist, die auf der produktiven Arbeit beruht und trotz ihrer Schwere noch Zeit läßt — und lassen muß, wenn wir nicht verkümmern wollen — zu Beschäftigungen, die Ideen, Gestaltungswillen und -vermögen, vor allem aber auch Muße — eine viel zu wenig geübte Tugend — zur Voraussetzung haben.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, war diese Schau so überaus wertvoll, weil sie wieder einmal zeigte, daß kein arbeitender Mensch der Maschine zu verfallen braucht, sondern bei einigermaßen gutem Willen zur Besinnung das sein kann, was man „ein mit geistigen Kräften begabtes Wesen“ nennt.

go

Das müssen Sie lesen:

Am Rande bemerkt	Seite 4
Allen zur Freude	Seite 9
Der Hilfsarbeiter ist kein Lakai	Seite 19
Von unten gesehen	Seite 20
Das Fest der Jubilare	Seite 25
Wußten Sie das schon?	Seite 31
Für unsere Frauen	Seite 38
Für unsere Kinder	Seite 40
Unser Kinderpreisausschreiben	Seite 42
und das meint Struppi	Seite 48

*

Herausgeber:

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redaktion:

Herbert Goretzki

Druck:

Bergische Druckerei Ludwig Koch, Remscheid

Klischees:

Gratisches Atelier Loose/Durach, Remscheid

Fotos:

Heinz Lindenberg, Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Die Fliederlaube ist verlassen
Die gelben Blätter rascheln leise
Die Spatzen lärmen auf den Gassen
Der Herbstwind geht jetzt auf die Reise
In wilder Lust weht's durch die Straßen
Viel welkes Laub liegt überall
Der Mensch muß in Geduld sich fassen
Die Kinder spielen nicht mehr Ball
Der Pflug gräbt um des Ackers Erde
Die Scholle fällt so braun und schwer
Der Hirt kehrt heim mit seiner Herde
Im Walde singt kein Vogel mehr
Das Jahr geht langsam nun zu Ende
Der Regen fällt so herbstlich dicht
Stets gibt es eine Sonnenwende
Auf jedes Dunkel folgt das Licht

Hildegard Pilz, Werksaufsicht



Am Rande bemerkt -

auf einer Deutschland- Oesterreich- Schweiz- Frankreich-Reise

Wer hätte es im Jahre 1945 gewagt zu behaupten, in spätestens neun Jahren mache man innerhalb von sechs Tagen eine Auslandsreise — siehe Titel —, so freizügig und selbstverständlich wie eine Fahrt von Remscheid nach — nun z. B. Ronsdorf! Daß das möglich ist, sei nun bewiesen:

Beginn: Montag, den 9. August, 10 Uhr vormittags. Nach glatter 3½stündiger Fahrt beinahe schon zur lieben Gewohnheit gewordene Pause an der Tankstelle in Karlsruhe — der Wagen kriegt 30 l Sprit, die Insassen ein Würstchen mit viel Senf. Aufnahme von zwei Wuppertaler Jungens, die „tunlichst bis München“ mitwollen. Uhrzeit vor dem Hotel an einem stillen Platz mitten in der bayerischen Hauptstadt 17.30. Die Verhandlungen beim Eisenbahnzentralamt am nächsten Morgen — frühzeitig begonnen — laufen so glatt und reibungslos, daß unser Münchener Vertreter und ich schon um 11.30 Uhr wieder vor dem gewaltigen Gebäude stehen, uns verdutzt ansehen und feststellen, daß wir beide mit einer so raschen Erledigung nicht gerechnet haben. Kurz entschlossen Fahrt durch München, Richtung Isartal. Das reizende kleine Haus von Herrn Hochgesang liegt geradezu idyllisch inmitten welliger Wiesen, auf denen große Schafherden weiden, — und wir diktieren der lebenswürdigen Hausfrau, die uns obendrein einen vorzüglichen Kaffee kocht, das Ergebnis unserer Verhandlungen vom Vormittag fix und fertig mit den erforderlichen Durchschlägen in die Maschine. Ab nach Remscheid!

In diesem Augenblick wird mir bewußt, daß ich nun bis zum nächsten Tag Zeit habe, frei bin, denn erst für den 11. August abends bin ich in Konstanz mit Herrn Obering. Sander verabredet. Eine tolle Sache! Da könnte man geradezu einen Urlaubstag daraus machen — übrigens den ersten dieses Jahres — vor den wahrscheinlich ziemlich gehetzten Tagen in der Schweiz!

Die Sonne scheint zum Start nach Süden. Schon in Murnau ist der Himmel blank geputzt von allen Regenwolken. In Garmisch ist internationales Familientreffen; da kann man nur flüchten. Ankunft in Innsbruck um 20 Uhr. Erst der amtliche Zimmernachweis beendet die vergebliche Suche nach einer Bleibe für die Nacht.

Mittwoch früh eine wunderschöne Fahrt durch das Inntal aufwärts Richtung Arlberg. Da gab's doch vor einigen Monaten in der Zeitung einen Hinweis auf die vor der Fertigstellung stehende Silvretta-Straße. Blick auf die Uhr, Abschätzen der Kilometer, des Zeit-„verlustes“, und kurz entschlossen Abdrehen Richtung Silvretta kurz hinter Landeck. Nun, die Straße war nicht fertig, keineswegs, sie war im Bau, mitten im Bau sogar, sie befand sich also im Zustand eines breiteren Feldweges, den Loren, Walzen und arbeitende Kolonnen kilometerlang erfolgreich zur Hälfte seiner nutzbaren Breite belagern. Anfänglich neigte man dazu, umzukehren — wenn man gekonnt hätte. Aber nun wurde die Geschichte interessant, dann großartig, schließlich einzigartig schön. Man erreicht die Paßhöhe nach zahllosen Serpentin und steht vor einem vor wenigen Monaten vollendeten Stausee, in dem sich die Dreitausender spiegeln. Schön, wunderbar schön war es da oben. Die Schneefelder schickten einen frischen Wind herüber, die Sonne ließ den See in 2100 m Höhe blendend die Kulisse der bizarren Bergspitzen auffangen, letzte, allerletzte Alpenrosen verblühten an den Hängen.

Drei Stunden später — nach endlosem Kurvendrehen — trollte der Wagen in einer endlosen Kette von Wagen — nun wieder in Deutschland — die langgestreckten Ufer des Bodensees entlang. Weinberge links und rechts, versteckte Dörfer, Städtchen mit malerischen Torbogen, ein Kloster auf beherrschender Höhe, ein Schloß am Hang, über allem die Abendsonne. Meersburg, Überfahrt mit

der Fähre nach Konstanz, der Hof eines ehemaligen Klosters, unmittelbar am See gelegen, heute ein Hotel von besonderem Reiz. Als ein anständiger Schnaps — gedacht als Abschluß eines unvermutet gebotenen Urlaubstages — die Kehle runter rinnt im Garten am Seeufer, während die letzten Segelboote heimwärts fahren, kommt Obering. Sander über den Kiesweg, bringt die Vorboten der Arbeit für die nächsten Tage mit und die Nachricht, daß es unserem lieben, verehrten Direktor Wachter von Stunde zu Stunde schlechter geht. Noch die späte Abendstunde bringt das Telegramm vom Tode dieses schlichten, vornehmen Mannes, dem die BSI so unendlich viel verdankt. Wir wissen uns einig mit der allzeit bewiesenen Freude des Verstorbenen an der Arbeit, wenn wir uns entschließen, am anderen Morgen die Fahrt in die Schweiz fortzusetzen und das umfangreiche Besuchsprogramm durchzuführen.

Nach frühzeitigem Frühstück mit dem Blick auf die weite, im Sonnenlicht glänzende Fläche des Sees und nach einstündiger Fahrt auf einer wundervollen Straße, sitzen wir im ersten Gespräch lebhaft interessierten Geschäftsfreunden gegenüber. Dieser Start gibt Mut für die folgenden, in denen wir gemeinsam mit Herrn Direktor Linzenmeier und unserem schweizerischen Vertreter, Herrn Demiéville, vom frühen Morgen bis zum Abend Besuch an Besuch reihen. Immer wieder drängt sich der Eindruck auf: in diesem Land wird hart gearbeitet, wird scharf gerechnet und wird gut verdient. Man erntet immer noch die Früchte hoher politischer Klugheit, nämlich der, in zwei Weltkriegen die Neutralität gewahrt zu haben. Es ist alles wohlhabend, alles gepflegt und sauber, alles geordnet und sorgsam unterhalten. Es ist weit mehr zu Gottes eigenem Land geworden als es die Vereinigten Staaten je waren. Das Straßenbild beherrschen schlicht aber vorzüglich gekleidete Menschen, amerikanische Straßenkreuzer und zahllose Autos deutschen Fabrikats, elegante, hochmoderne Großraumwagen der Straßenbahn und — Ausländer! Die Welt scheint sich ein Stelldichein zu geben. Verkäufer, Schaffner, Kellner — alle schwatzen deutsch, französisch und englisch oder italienisch, als ob sie es mit der Muttermilch eingesogen hätten. „Merci“, „Gruezi“, „Parkieren Sie bitte dort“, „Pardon, Monsieur“ kommen ebenso flüssig

aus dem Munde eines kleinen Lausbuben wie aus dem des höflichen Polizisten. Tja, und die Fabriken, kleine wie große, hell, oft schneeweiß gestrichen!

Ich hab' mal auf einer anderen Schweizer Reise vor einem riesigen Horizontalbohrwerk amerikanischer Herkunft den uns begleitenden jungen, weltgewandten Direktor gefragt, ob man denn so ohne weiteres die erforderlichen Devisen für derartige Anschaffungen erhalte. Der Mann hat mich überhaupt nicht verstanden. Das Problem Devisenbewirtschaftung war ihm völlig unbekannt. Man kauft frei und unbekümmert die besten Maschinen, die modernsten Betriebseinrichtungen, wo man sie findet, in England, Amerika, Frankreich und vielfach auch in Deutschland. Der Fortschritt, der neueste technische Stand, sie allein sind für die Entscheidung in Investitionsfragen maßgeblich. Nüchterner Sinn für Zweckmäßigkeit läßt keinen Raum für unzeitgemäße Rücksichtungen, z. B. repräsentativer Rücksichtnahme. So ist die Zahl der Volkswagen Legion; denn der luftgekühlte Motor ist in diesem Gebirgsland natürlich ideal; da gibt's kein Kochen. Aber auch Opel Record und Kapitän, Ford M 12 und nicht zuletzt Mercedes laufen zu Hunderten und Tausenden mit Schweizer Nummernschild.

Uns nicht ganz wohlgesonnene Zeitungen meinten in diesem Sommer mal, die Deutschen mit ihren protzigen Mercedes 300 gingen einem Schweizer leicht auf die Nerven. Wir sahen eine ganze Reihe dieser unzweifelhaft prachtvollen Wagen — mit schweizerischem Schild, jedoch keinen mit einem deutschen. Aber das war wohl Zufall. Man fragt sich nur: wozu die Aufregung! Wir sollten uns unter uns Europäern doch freuen über jeden, dem's nach diesen Jahren der Vernichtung und Verarmung wieder gut geht. In Deutschland haben wir das doch längst gelernt. Die Zeiten z. B., in denen man den Nachbarn, der einen guten Anzug oder eine schöne Kamera sein eigen nannte, für einen Schieber hielt, sind doch vorbei; wir halten ihn wieder für einen tüchtigen Mann, der gut verdient und sparsam ist. Nun, jene Kritikaster müssen Ausnahmen sein, denn überall war die Aufnahme, die wir fanden, von ausgesuchter Höflichkeit, vielfach sogar Herzlichkeit. Der Name der BSI hat in den letzten Jahren auch in diesem Land den alten Klang wiedergewonnen, vielleicht auch verstärken können. Als

ich samstagsmittags allein in Bern wieder in den Wagen stieg, um Prof. Roesch in Montreux am Genfer See zu einer Besprechung in seiner Urlaubsruhe zu stören, lagen sehr befriedigende Arbeitstage hinter mir. „Ça marche“ (das geht vorwärts) knurrte ich so vor mich hin und bewies mir damit gleichzeitig, daß ich mit so vorzüglichen Sprachkenntnissen in der französischen Schweiz zumindest tanken können würde, denn bei der Feststellung „ça ne marche pas“ (das geht nicht vorwärts) mußte ein halbwegs intelligenter Tankwart doch wohl zuerst nach dem Benzintank gucken.

In Montreux goß es heimatlich, aber am anderen Morgen lag der größte aller Schweizer Seen in leuchtendem Sonnenschein. Das französische Ufer auf der gegenüberliegenden Seite war greifbar nahe. Start um 7.45 Uhr über jene herrliche, breite, sich zwischen Weinbergen schwingende Straße, hoch über dem See, die ich zuletzt vor genau 25 Jahren als Schüler entlang getipelt bin. Das elegante Lausanne lag noch im Sonntagsfrieden.

In Vallorbe, Grenzstation zwischen der Schweiz und Frankreich am Südhang des Jura eine kleine, froh stimmende Überraschung: Schweizer und französischer Zollbeamter kommen gleichzeitig an den Wagen, bitten höflich um die internationalen Zulassungspapiere, werfen einen Blick darauf, tippen ebenso höflich an ihr Käppi und wünschen gute Reise. Keine Zollkontrolle, nicht einmal Paßkontrolle. „Bon voyage“, und schon rollt der Wagen durch den waldreichen französischen Jura, durch Besançon, durch Belfort. Die Straßen sind einfach fantastisch, jetzt liegen links die Vogesen, fern rechts verschwimmt der Schwarzwald im Dunst, Colmar, dann eine feine Nadelspitze am Horizont, die wächst und zu einem feinen steinernen Gewebe wird, über sich drängenden Häusern wächst, großartig und leicht zugleich — das Straßburger Münster.

Kürze Rast zur Stärkung, Rheinübergang in Kehl, rasch, glatt ohne unnötige Verzögerung, und eine Stunde später liegt das breite Band der Autobahn vor mir, das mir bis zur frühen Abendstunde treu bleibt, als die Abfahrt „Schloß Burg“ das Ende dieser raschen Fahrt durch das werdende Europa ankündigt.

Dr. Wolfgang Busch

Detlev Karcher, Versuchsanstalt

Der Stahl

Nachdem wir in unseren letzten Werkszeitungen Schrott, Roheisen und Schlacke kennengelernt haben, wollen wir uns heute mit der Stahlerzeugung vertraut machen. Das Roheisen war das Eisen der sog. I. Schmelzung und ist das Ausgangsprüfprodukt für den Stahl, der somit einer II. Schmelzung entstammt. Der grundlegende Unterschied zwischen Roh- oder Gußeisen und Stahl liegt im Kohlenstoffgehalt, denn er hat den stärksten Einfluß auf die mechanischen Eigenschaften. Oberhalb 1,7% Kohlenstoff läßt sich das Eisen nicht schmieden, walzen, hämmern oder pressen, da es zu hart und spröde ist. Dies ist der Bereich des Roh- und Gußeisens. Unterhalb 1,7% treten jedoch die gewünschten Eigenschaften auf: es ist der Bereich der Stähle. Sie unterscheiden sich in einfache „Kohlenstoffstähle“ und hochlegierte Edelmetalle, deren Erzeugung in der BSI-Produktion eine besonders wichtige Stellung einnimmt.

Die große Zahl der verschiedenen Wege zur Stahlerzeugung macht zunächst einen verwirrenden Eindruck. Alle diese Wege haben aber dieselbe Grundlage: den Kohlenstoffgehalt zu verringern sowie die unerwünschten Roheisenbegleiter Phosphor und Schwefel möglichst weitgehend zu entfernen.

Wir erinnern uns: dem „gestrengen Herrn Eisen“ war seine „Frau Sauerstoff“ durchgegangen. An dieser Ehe ist zwar nichts mehr zu reparieren, aber „Eisen“ hat sich vorgenommen, sich zu bessern, nicht mehr so hart und spröde zu sein, sondern schmiegsam, elastisch und zäh zu werden und somit als der vielbegehrte Stahl aufzutreten. Denn er weiß, er kann dann später etwa mit den glänzenden Damen Chrom oder Molybdän oder Nickel eine beständigere, „feuerfeste“ Ehe schließen. Dazu muß er aber erst noch Verschiedenes aus seiner Vergangenheit loswerden, besonders den lästigen Phosphor und Schwefel und möglichst viel von dem Kohlenstoff, der ihm von dem Ehekrach noch anhaftet. Vor allem will er nie wieder mit Kohlenstoff in Berührung kommen.

Diesem verständlichen Wunsch haben dann auch alle Ofenbauer Rechnung getragen; denn alle Öfen zur Stahlerzeugung

gung beruhen auf der Trennung von Koks-
feuerung und Schmelze.

Den Vorgang der Entfernung von uner-
wünschten Elementen aus dem Eisen be-
zeichnet der Schmelzer als Frischen. Das
älteste Frischverfahren ist das Puddle-
verfahren. Im Puddleofen streichen
die heißen Feuerungsgase über die Roh-
eisenmasseln hinweg, wobei das Bad
nicht ganz flüssig wird, sondern teigig
bleibt und zur besseren Durchmischung
fortwährend mit langen Stangen umge-
rührt werden muß. Von dieser schweren
körperlichen Arbeit kommt auch der Name
(to puddle = engl. = umrühren). Man er-
hält dabei einen sog. Schweißstahl. Das
Verfahren ist aber heute nicht mehr in
Gebrauch.

Bessere Qualitäten liefert der Flußstahl.
Seine Erzeugung gelang erstmalig dem
Engländer Henry Bessemer durch die Ent-
wicklung der nach ihm benannten Besse-
mer-Birne, um das Jahr 1850. Hier wird
das flüssige Roheisen in die waagrecht
liegende Birne gekippt. Während sich
diese in die senkrechte Stellung aufrichtet,
beginnt man, durch den Boden Luft hinein-
zublasen. Diese Art der Stahlerzeugung
bezeichnet man als Windfrischen. Hierbei
verbrennen vor allem Kohlenstoff, Silizium,
Phosphor und Schwefel und halten durch
die entstehende Wärme die Schmelze
flüssig. Oben am Birnenhals entsteht ein
sprühender Flammenstrom, aus dessen
Leuchtkraft der alte, erfahrene Schmelzer
das Fortschreiten der Verbrennung ab-
schätzen kann. Im allgemeinen ist der
Frischprozeß nach 20 Minuten beendet.
Die Birnen fassen bei Großanlagen 10 bis
20 t flüssigen Einsatz. Das Bessemer-Ver-

fahren hat jedoch den Nachteil, daß man
den verbrannten Phosphor nicht in der
Schlacke binden kann, da die Ausmaue-
rung sauer ist und mit dem ebenfalls sau-
ren Phosphorpentoxid nicht reagiert.
(Bild 1) Man benötigt dazu ein basisches
Futter, dessen Herstellung aus Dolomit
erst rund 20 Jahre später den Engländern
S. G. Thomas und P. G. Gilchrist gelang.
Nun konnte man auch phosphorreiche
Roheisensorten verwenden.

Thomas- und Bessemerbirne unter-
scheiden sich also nur durch die Aus-
mauerung: bei Thomas ist sie basisch, zur
besseren Entphosphorung, bei Bessemer
ist sie sauer.

Ein dritter Weg zur Flußstahlerzeugung ist
das Siemens-Martin-Verfahren,
ein sog. Herdfrischverfahren. Es entstand
aus einer Kombination deutsch-französi-
schen Erfindergeistes, indem der von den
Franzosen Emile und Pierr Martin ent-
wickelte Ofen erst durch die Regenerativ-
feuerung der Brüder Siemens zu einem
wirklich erfolgreichen Arbeiten kam. Auch
hier mußte darauf geachtet werden, daß
das flüssige Eisen nicht mit dem Brennstoff
zusammenkam, um die Aufnahme von
Kohlenstoff und Schwefel zu vermeiden.
Man erzeugt zunächst aus der Kohle das
Generatorgas, ein brennbares Gemisch
aus Kohlenoxyd (CO) und Wasserstoff
(H₂), das durch den Herd streicht und das
Material erhitzt. Es wird dann durch Kam-
mern geleitet, in denen seine noch vor-
handene Wärme gespeichert wird, ähnlich
wie beim Hochofenprozeß. Die in diesen
sog. Regeneratoren gespeicherte Wärme
dient dann zum Vorwärmen der nächsten
Generatorgasmenge, wodurch man eine

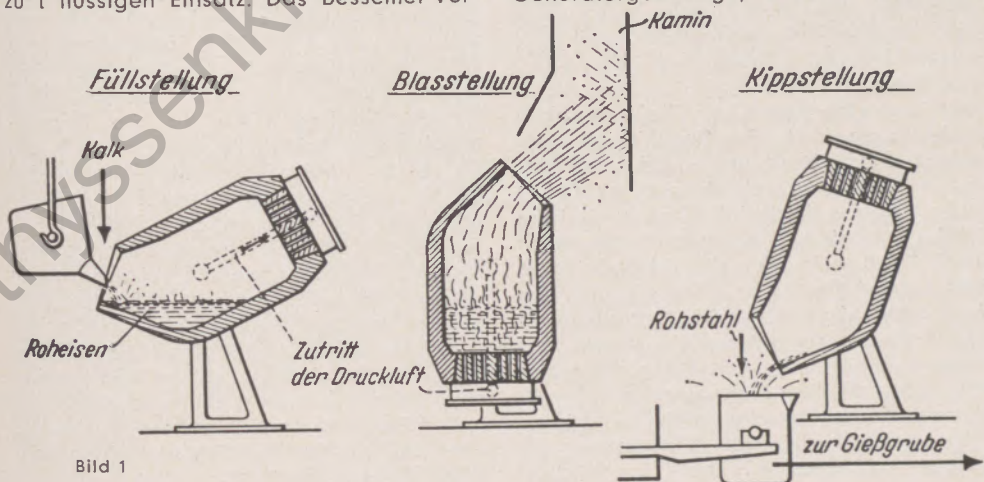


Bild 1

beträchtliche Temperaturerhöhung sowie Brennstoffersparnis erreicht.

Die SM-Öfen sind entweder sauer oder basisch zugestellt, wobei die sauren wiederum ein phosphorärmeres Rohmaterial benötigen. Das Einsatzmaterial für die SM-Öfen besteht zu 15 bis 40% aus Roh-eisen, der Rest ist Schrott. Das Fassungsvermögen der Öfen beträgt gewöhnlich 10 bis 150 t. Der größte, in Amerika stehende SM-Ofen faßt jedoch 550 t. Je nach der Art des Materials bringt ein SM-Ofen 2 bis 4 Chargen in 24 Stunden (Bild 2).

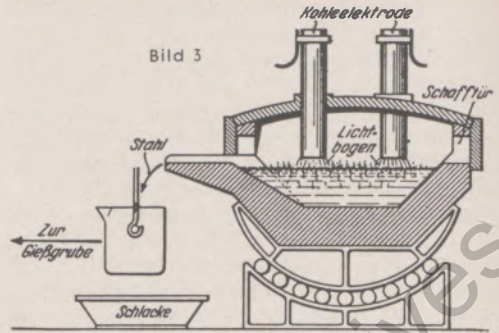


Bild 2

Bessemer-, Thomas- und Siemens-Martin-Verfahren werden zumeist in den Hüttenwerken angewandt und liefern die Walz- und Schmiedestähle, aus denen Schienen, Träger, Winkeleisen, nahtlose Rohre, Drähte und Bleche gewalzt oder große Antriebswellen geschmiedet werden. Der SM-Stahl wird jedoch auch häufig als Gußstahl verwendet.

Hier bei uns in der BSI arbeiten wir mit elektrischen Öfen, den Lichtbogen- und Hochfrequenzöfen. Sie dienen weniger der eigentlichen Stahlerzeugung als vielmehr der Stahlveredelung. Das Ausgangsmaterial ist dementsprechend auch schon Stahlschrott, der zu den hochwertigen, legierten Edelstählen umgeschmolzen wird. Auch hier wählt man meist die basische Ausmauerung, um eine weitestgehende Verfeinerung des Stahls zu erreichen.

Beim Lichtbogenofen fließt der elektrische Strom durch eine Graphitelektrode springt dann durch den Lichtbogen, der weiter nichts ist als ein starker elektrischer Funke, in das Material über, wobei im Lichtbogen eine Temperatur von etwa 3000° C entsteht, die das Material zum Schmelzen bringt. Der Strom fließt dann durch das Material weiter zur nächsten Elektrode und springt auf sie, wieder mit einem Lichtbogen, zurück. Diese Öfen, die im Prinzip von dem Franzosen Héroult entwickelt wurden, werden in Größen bis zu 100 t gebaut. Bei der BSI stehen ein 6-Tonner- und zwei 4-Tonner-Öfen (Bild 3).



Der Hochfrequenzofen ist ein sog. Induktionsofen. Um das tiegelförmige Schmelzgefäß herum ist eine Kupferspule gewickelt, durch die ein Strom von hoher Frequenz fließt. Dieser erzeugt im metallischen Einsatz einen Induktionsstrom, wobei eine sehr große Wärme entsteht, die den Einsatz zum Schmelzen bringt. Die HF-Öfen werden meist in kleinen Aggregaten aufgestellt. Dadurch wird die Erzeugung kleiner Stahlmengen, ein sparsames Wirtschaften mit den teuren Legierungselementen und eine genaue Überwachung des Schmelzvorgangs möglich. Die BSI arbeitet mit zwei 1-t- und einem 1/2-t-Ofen. Die in den elektrischen Öfen erschmolzenen Stähle zeichnen sich durch besondere Reinheit aus. Man legiert ihnen die stahlveredelnden Elemente zu, besonders Mangan (Mn), das den Stahl verschleißfest macht, Chrom (Cr) und Nickel (Ni), die beide die Hitzebeständigkeit und die Korrosionsbeständigkeit, d. i. die Beständigkeit gegen den Angriff von Säuren, erhöhen, Molybdän (Mo), das die Warmfestigkeit, also die Beanspruchung des Materials bei Temperaturen von etwa 400 bis 600° C verbessert, was für Dampfkessel und Dampfturbinen wichtig ist, und Wolfram (W), das eine gute, anlaßbeständige Härte in die Schnellarbeitsstähle bringt. So enthalten z.B. die Pyrodur- und Corrodur-Stähle der BSI Cr und Ni, und die Bezeichnung Bergit trägt ein Ni-Mo-legierter Stahl. Dies ist nur ein ganz knapper, allgemeiner Hinweis auf die gebräuchlichsten Legierungselemente. Es eröffnet sich hier, aufbauend auf der eigentlichen Stahlerzeugung, ein weites, vielfältiges Gebiet, und die Tatsache, daß die BSI an ihre Kunden über 100 verschiedene Stahlqualitäten liefert, zeigt, daß sie sich in dieser Beziehung eine bedeutende Position und einen sehr guten Ruf erobert hat.

Allen zur Freude

Eine Betrachtung über die Ausstellung

Unsere 2. Ausstellung mit Freizeitarbeiten unserer Belegschaftsmitglieder ist zu Ende. Zwar haben sich weniger Arbeitskameraden beteiligt als im vorigen Jahr, und auch weniger Ausstellungsstücke sind eingegangen, doch wissen wir alle, daß die 1. Ausstellung Arbeiten gezeigt hat, die teilweise Jahrzehnte alt waren, während man jetzt nur Gegenstände gesehen hat, die in den letzten 12 Monaten angefertigt worden sind. Ansonsten haben Krankheit, eine gewisse Unlust, auch vielleicht das diesjährige Wetter vielen die Muße genommen, etwas zu schaffen, anderen wiederum ist die Arbeit nicht geglückt, so daß sie uns auf nächstes Jahr verträsten mußten.

Insgesamt waren 158 Stücke von 38 Werksangehörigen ausgestellt. Es ist trotzdem eine sehr schöne Schau geworden, die in ihrem fast intimen Charakter und durch die Möglichkeit der geschickteren Aufteilung und Anordnung der einzelnen Arbeiten auf alle Besucher einen äußerst guten Eindruck gemacht und wieder einmal mehr bewiesen hat, daß fast jeder Mensch geistige Kräfte in sich birgt, mit denen er außerhalb seiner Berufstätigkeit viel Schönes zu seiner und der anderen Menschen Freude schaffen kann.

Im vorigen Jahr ist die Prämierung der Ausstellungsstücke vom Publikum vorgenommen worden. Das hat natürlich ein teilweise schiefes Bild ergeben insofern, als der Geschmack und das Verständnis für die künstlerische Gestaltung im Durchschnitt nicht immer von hohen Ansprüchen ausgeht. Das haben viele Aussteller damals auch zum Ausdruck gebracht, und wir haben diesmal ein Preisrichterkollegium um die Vornahme der Prämierung gebeten, Arbeitskameraden aus den verschiedenen Betrieben und Abteilungen, und zwar die Herren Otto Hilger, Walter Bergmann (Putzerei Stachelhausen), W. Ahnen (Stahlguß - Verkauf), Theo Röllecke (Endkontrolle Papenberg), Wilhelm Plätzer (Meister Modellschreinerei Stachelhausen), Willi Klein (Technisches Büro Stachelhausen), Walter Heinz Heipertz (Büro Papenberg).

Das war unseres Erachtens die beste Lösung. Die Ausstellungsstücke waren nur

mit Nummern gezeichnet, so daß niemand wußte, von wem sie stammen, ein völlig neutrales Urteil also gewährleistet war. Natürlich: wenn wir 10 verschiedene Preisrichterkollegien eingesetzt hätten, wären auch 10 unterschiedliche Beurteilungen herausgekommen. Von diesem Gesichtspunkt müssen wir das jetzige Urteil anerkennen. Was für den einen schön und gut ist, braucht noch lange nicht für den anderen auch gut und schön zu sein, und ist es auch nicht, und wir müssen eines jeden Meinung und Überzeugung respektieren.

Gewiß hat es für manchen eine kleine Enttäuschung bedeutet, nicht preisgekrönt worden zu sein, aber es ist ja auch nicht der Sinn und Zweck einer solchen Ausstellung, Preise zu machen. Sinn und Zweck ist es vielmehr für jeden Aussteller zu zeigen, daß er auch noch etwas anderes kann als nur putzen oder schleifen, und wer von ihnen gesehen hat, wie von den Besuchern jedes einzelne Stück, sei es eine Bastelarbeit oder ein Ölbild, bewundert wurde, eben weil es von einem Arbeitsmann stammt, der wird erkennen, daß diese geistige Anerkennung mehr wert ist als jeder Preis, so willkommen er auch sein mag.

Im ganzen umfaßte die Ausstellung elf Gruppen der künstlerischen und kunstgewerblichen Betätigung: Ölbilder, Aquarelle und Pastelle, Bleistift- und Federzeichnungen, Einlegearbeiten, handkolorierte Fotos, Schwarzweiß-Fotos, Schmiedearbeiten, Holzarbeiten, Modellier- und Bastelarbeiten und Frauenhandarbeiten. Es ist schon im vorigen Jahr von den Ausstellern der Wunsch geäußert worden, daß auch etwas Kritisches zu dieser Schau gesagt werden möge. Das kann natürlich nur in einem bestimmten Rahmen erfolgen; denn es sind ja Liebhaberarbeiten, die neben dem Beruf hergestellt werden. Diese Arbeitskameraden haben keine Kunstakademie besucht und sind keine ausgewachsenen Künstler. Man kann also keine absoluten Leistungen von ihnen verlangen. Aber gerade deshalb ist jedes Stück ja so wertvoll, weil sich hinter ihm geistige Fähigkeiten verbergen, die man bei den meisten gar nicht vermutet.

(Fortsetzung auf Seite 12)





Schon beim ersten Überblick zeigte die diesjährige Schau, daß sie künstlerisch und kunsthandwerklich höheres Niveau hatte als die vorjährige. Das mag daran liegen, daß die Aussteller etwas hinzugelernt haben.

Diese Feststellung konnten wir zunächst bei den Ölbildern treffen. Verschiedene Bilder haben mehr Profil. Sie sind besser durchgearbeitet, haben an Perspektive gewonnen, wenngleich einige in dieser Beziehung ungelöst bleiben, an der Oberfläche kleben und die Technik des Auftragens noch nicht beherrscht wird. Dagegen ist die Farbenwahl im Durchschnitt besser getroffen worden. Bleiben wir gleich bei der Malerei, und betrachten wir die Aquarelle. Für die Abstraktion werden die meisten nur ein geringschätziges Lächeln übrig haben, obwohl künstlerisch gesehen dies die beste Arbeit ist. Zwar ist an dieses Thema konstruktiv herangegangen worden und erst ein weiterer Entwurf würde die absolute Lösung bringen, aber er atmet schon jetzt geistigen Gehalt.

Wir wollen bei Bildern dieser Art gar nicht grübeln, sondern uns zuerst an den Farben und Formen erfreuen. Jedes Bild ist die Tür in die Welt der Fantasie. Fantasie aber ist die Gabe, reale Dinge an sich ins Reich der Selbstgestaltung zu entführen und sie mit dem Zauber eigener neuer Farben und Formen zu umgeben. Dazu will uns der Künstler verhelfen. Fantasielose Menschen sind arme Menschen, weil sie die schönsten Freuden, die der Mensch sich selbst geben kann, entbehren müssen, nämlich die, alles, was ist, mit dem Zauber der Fantasie umgeben zu können. Leider haben wir es verlernt oder haben es noch nie besessen, uns der Fantasie hinzugeben, weil wir immer fragen müssen: was soll das, was bedeutet das? Jedes Bild soll nämlich nichts anderes, als in uns Gefühle der Lust und Freude erwecken, genau so, wie wir uns an einem formvollendeten Auto, an einer schönen Landschaft erfreuen. Dazu braucht man nicht zu wissen, was es darstellt. Man weiß ja auch nicht immer, was für Bäume die Landschaft und welches Gestein die Berge tragen. In den Formen liegt der Geist, sagte schon Goethe, und Formvollendung, sei sie auch nur in einigen Linien und Kurven erreicht, ist der höchste künstlerische Ausdruck. Diese kleine Betrachtung sei wohl verstanden, um begreiflich zu machen, daß alles schön ist, was Form hat.

Im übrigen gefällt merkwürdigerweise den meisten Besuchern die moderne Drahtplastik unter den Modellierarbeiten. Das ist doch etwas, und da steckt Talent dahinter. In eleganter Manier ist hier der Schmelzer bei der Probenentnahme formvollendet dargestellt.

Interessant war, daß ein Aussteller, nachdem er seine und die anderen Stücke betrachtet hatte, meinte, man müsse auch im künstlerischen Denken und Gestalten fortschreiten, und wenn wir uns das Ausstellungsplakat ansehen, dann erleben wir augenscheinlich und für jeden verständlich, daß eine „moderne“ Gestaltung höchst eindrucksvoll sein kann.

Was nun die Fotos angeht, so sind sie sicherlich in technischer Hinsicht einwandfrei, und es ist zu bewundern, mit welcher Hingabe die verschiedenen Umstände, eine gute Aufnahme zu erreichen, berücksichtigt worden sind. Verwunderlich ist nur, daß kaum echte Schnappschüsse vorhanden waren, obwohl doch gerade diese Leben ausstrahlen. Gewiß mag dies eine besondere Fähigkeit sein, überhaupt zu sehen, was in den Landschaften, auf den Straßen und neben den Häusern geschieht, jedoch sollte es das Bestreben auch eines jeden Amateurfotografen sein, so einen richtigen Schnappschuß zu erwischen, der dann in die Geschichte der Fotografie eingehen kann. Es ist hier, richtig verstanden, in etwa so wie bei der Malerei.

Um einen Zweifel zu beheben: die beiden Bilder unter den Einlegearbeiten, die die Werkmänner darstellen, sind ebenfalls Einlegearbeiten. Die Figuren sind weder geritzt, noch auf das Holz gezeichnet, sondern ebenfalls ausgeschnitten, dann eingelegt, allerdings anschließend gespachtelt. Die Männer sind selbst entworfen und in dieser eigenwilligen Manier zur Darstellung gebracht. Sehr fein, wie auch im vorigen Jahr die anderen Einlegearbeiten, von denen die kleinen Bilder, das Kreuz auf den Bergen und das Segelboot noch eindrucksvoller sind als die Blumenbilder.

Diskussionen haben die Bleistift- und Federzeichnungen hervorgerufen. Ohne Zweifel sind die Darstellungen der Filmschauspieler und Mannequins gekonnt, und es wäre schade um diese Begabung, wenn sie sich nicht auch zum freien Porträtzeichnen durchringen würde. Demgegen-

über gewinnen die Federzeichnungen das „Motiv aus Lennep“ und der „Katzenkopf“ an Wert, ohne daß dabei den anderen die Anerkennung versagt wird.

Über die Schmiedearbeiten und die Holzarbeiten ist nicht viel zu sagen. Jede für sich stellt ein kleines Kunstwerk dar und zeugt von wirklicher Meisterschaft. Unter den Handarbeiten haben die gekurbelten Tierfiguren allseitig Bewunderung erregt, weil sie von Männern angefertigt worden sind. Wir werden aber das Urteil des Preisgerichts anerkennen müssen, das die Fertigkeit des Handwebens und Kunststrickens höher bewertete.

Bleiben noch die handkolorierten Fotos und die Bastelarbeiten. Das Handkolorieren ist eine uralte Manier, einem einfarbigen Bild mehr Ausdruckskraft zu verleihen. Der Unterschied in der Technik und Farbwahl bei den ausgestellten Stücken war augenscheinlich. Auch die Bastelarbeiten wiesen Unterschiede in der Kunstfertigkeit auf, obwohl jedes Stück für sich eindrucksvoll genug ist und manches vielleicht viel zu wenig Beachtung fand, wie die bayrischen Gebirgshäuschen, die mit einer geradezu bewundernswerten Liebe und Geduld hergestellt worden sind.

Dies alles sei auf keinen Fall als Kritik sondern nur zur Anregung gesagt. Ganz bestimmt wird mancher Aussteller und Leser Überlegungen darüber anstellen, zu neuen Erkenntnissen kommen, und wir werden im nächsten Jahr noch schönere und bessere Sachen sehen können.

Betrachten wir abschließend die Ausstellung als Ganzes und so, wie sie aufgezogen war, so können wir sagen, daß das Wertvollste an ihr das war, daß die ausstellenden Arbeitskameraden wohl mehr Freude den Besuchern als sich selbst gemacht haben. Diese Genugtuung mögen sie alle in das neue Jahr der Freizeitgestaltung mitnehmen, auch wenn ihnen das Glück keine Prämie geschenkt hat, denn nicht alle können Preisträger sein, ganz abgesehen davon, daß jedes Stück für seinen Besitzer ein Dokument bestimmten geistigen Schaffens ist, das ihn heraushebt und ihm besondere Anerkennung bringt.

Wir danken allen, die sich an der 2. Ausstellung beteiligt haben, recht herzlich und wünschen, daß sie auch weiterhin ihre Talente pflegen und zu immer größeren Erfolgen kommen mögen, sich selbst und uns zur Freude.

Herbert Goretzki

Die Preisträger

(Als Preise waren ausgesetzt: 1. Preis: 50 DM, 2. Preis: 30 DM, 3. Preis: 15 DM, für jede Gruppe.)

Gruppe Ölbilder:

1. Preis: **Helmut Bau**, Werkzeugschleifer
Werkzeugmacherei Stachelhausen
2. Preis: **Hildegard Pilz**
Werksaufsicht
3. Preis: **Hildegard Pilz**
Werksaufsicht

Gruppe Bleistift- u. Federzeichnungen:

1. Preis: **Karl-Heinz Kiesler**
Lehrwerkstatt
2. Preis: **Arthur Jünger**, Reisevertreter
3. Preis: **Kurt Paetsch**
Reparaturschlosserei Stachelhausen

Gruppe Handarbeiten:

1. Preis: — — —
2. Preis: **Ursel Krüll**
Versuchsanstalt
3. Preis: **Johanna Krämer**
Sekretariat

Gruppe Einlegearbeiten:

1. Preis: **Arthur Jünger**, Reisevertreter
2. Preis: **Arthur Jünger**, Reisevertreter
3. Preis: **Philipp Dresel**, Modellschlosser
Papenberg

Gruppe Aquarelle:

1. Preis: **Horst Uhr**
Lehrwerkstatt
2. Preis: **Alfred Lange**
Säge Stachelhausen
3. Preis: **Rudi Nouvertne**
Modellschlosserei Papenberg

Gruppe handkolorierte Fotos:

1. Preis: **Horst Hoffmann**
Versuchsanstalt
2. Preis: **Horst Hoffmann**
Versuchsanstalt
3. Preis: **Franz Kausch**
Böckerbau

Gruppe Fotos schwarz-weiß:

1. Preis: **Gerd Eulenhöfer**
Lehrwerkstatt
2. Preis: **Gerd Eulenhöfer**
Lehrwerkstatt
3. Preis: **Reinhard Thom**
Versuchsanstalt
3. Preis: **Gerhard Böhme**
Lehrwerkstatt

Gruppe Schmiedearbeiten:

1. Preis: **Fritz Brumma**, Reparaturschlosser
Halle Süd
2. Preis: **Fritz Brumma**, Reparaturschlosser
Halle Süd
3. Preis: — — —

Gruppe Modellierarbeiten:

1. Preis: **Horst Uhr**
Lehrwerkstatt
2. Preis: **Fritz Brumma**, Reparaturschlosser
Halle Süd
3. Preis: — — —

Gruppe Holzarbeiten:

1. Preis: **Josef Frötschel**
Werksaufsicht
2. Preis: } **Willi Hausmann**, Meister
2. Preis: } Modellschreinerei Loborn
3. Preis: **Paul Schmidt**
Modellschreinerei

Gruppe Bastelarbeiten:

1. Preis: **Heinz Röbbke**
Putzerei Stachelhausen
2. Preis: **Heinz Potthoff**
Werksaufsicht
3. Preis: **Armin Wingsch**
Lehrwerkstatt

Außerdem hatten ausgestellt:

Kurt Barth
Putzerei Stachelhausen, Kurbel-Handarbeiten

Konrad Baumast
Putzerei Stachelhausen, Ölbilder

Herbert Höller
Säge Stachelhausen, Bastelarbeit

H. Huljus
Ingenieurbüro, Fotos schwarz - weiß

Richard Klippert, Sägenscharfer
Stachelhausen, Schmiedearbeit, Fotos schwarz - weiß

Fritz Koloß
Richterei Papenberg, Gipsplastiken

Alfons Korn
AV Stachelhausen, Fotos schwarz - weiß

Heinz Lindenberg
Versuchsanstalt, Fotos schwarz - weiß

Willi Meister
Härterei Stachelhausen, Fotos schwarz - weiß

W. Mross
AV Stachelhausen, Bastelarbeit

Heinz Neugebauer
Putzerei Stachelhausen, Kurbelhandarbeiten

Wolfgang Neukirchen
Lehrwerkstatt, Bastelarbeit

Ilse Schneider
Papenberg, Fotos schwarz - weiß

Erich Stern
Formerei Papenberg, Bastelarbeit

Hans Studzinski
Formerei Papenberg, Schriftarbeit

Am 16. Oktober hat Dr. Busch in Anwesenheit des Preisrichterkollegiums die Preisverteilung vorgenommen (siehe Bilder). Jedem Aussteller wurde dabei außerdem zur Erinnerung ein Buch mit einer Widmung überreicht.

*

*Wen Kunst und Schönheit leicht entflammt,
wird als Fantast und Faun verdammt.
O, welch' beschränkter Horizont,
wer sich in seinem Dünkel sonnt:
erhaben, niemals sinngeschwellt,
mit Zipfelmütz' als Geistesheld,
banaler Witz, Klatsch allenthalb',
feig tänzelnd um das gold'ne Kalb.
Doch bildungstrebend, tolerant,
kein Heuchler, geistvoll int'ressant,
sonnig und kunstbegabt gesegnet:
beglückend, wer mir so begegnet.*

Wilhelm Schütz, Spedition



Atomzerfall — unser Helfer

III

Unter den vielen künstlichen radioaktiven Isotopen, die in einer „Atombatterie“ hergestellt werden können, befinden sich eine ganze Anzahl, deren Strahlen derjenigen von Röntgenröhren nahezu gleichen. Es handelt sich hierbei um die sog. Gamma-Strahler, also Isotope, die ihre Radioaktivität durch eine extrem energetische Strahlung beweisen. Nichts liegt näher, diese neuen Atomkerne an Stelle der bisher üblichen Röntgenapparaturen zu verwenden, da rein theoretisch ihre Strahlung eine so kurze Wellenlänge besitzt, daß eine viel stärkere Durchdringungsfähigkeit von Stahl gewährleistet ist. Die Auswahl des für sog. „Gammagraphien“ (Erzeugung von Durchleuchtungsbildern mit Gamma-Isotopen) geeigneten Isotopen hängt naturgemäß in großem Maße von der Art der beabsichtigten Durchleuchtung ab. Hierbei sind drei wichtige Gesichtspunkte von grundsätzlicher Bedeutung:

1. Das radioaktive Isotop muß eine hinreichend lange Halbwertszeit besitzen, damit dem Benutzer die gewünschte Strahlungsintensität über eine angemessene Zeitspanne zur Verfügung steht. Eine Halbwertszeit von 3 Monaten ist für industrielle Anwendung von Gammaisotopen als Minimum anzusehen. Eine geringere Halbwertszeit läßt die Entstehungskosten mit den erzielten Vorteilen wohl kaum in Einklang bringen.

2. Das gewählte Isotop muß einen beträchtlichen Anteil seiner Gesamtstrahlung in Form von Gammastrahlung abgeben, da lediglich diese mit Vorteil für die Durchleuchtung und Abbildung von Werkstücken auf Filmen herangezogen werden kann. Strahlungen anderer Art erleiden im Objekt in der Regel eine so starke Zerstreuung, daß eine klare Abbildung nicht möglich ist. Bei Isotopen, deren Gammapektrum aus mehreren Komponenten besteht, ist der höchste ausgesandte Energieterm in der Regel auch jener, welcher als der wirksamste ins Auge gefaßt werden soll.

3. Eine hohe spezifische Aktivität muß sich in der Herstellung des Präparates leicht, d. h. finanziell tragbar, erreichen lassen.

Es ist leicht verständlich, daß man bestrebt ist, kleinste Isotopenbröckchen so hoch wie möglich zur Abgabe von Strahlen anzuregen, wenn man sich vor Augen führt, daß sich Gammastrahlen ebenso wenig wie Röntgenstrahlen durch Linsensysteme bündeln lassen, so daß man bei der Abbildung von Werkstücken auf Filmen auf den einfachen Schattenwurf angewiesen ist. Dieser liefert jedoch erst dann scharfe Konturen, wenn die Strahlung einem Punkte entspringt oder, in der Fachsprache, einem Raume, welcher die Abmessungen des „aktiven Brennfleckes“ üblicher Röntgenröhren nicht überschreitet. Ein wenige Kubikmillimeter großes Stückchen des radioaktiven Stoffes muß daher ausreichen, um eine sehr hohe Aktivität (mehrere Curie) aufzunehmen, damit die anzuwendende Belichtungszeit, die ja von der Strahlungsintensität abhängt, in erträglichen Grenzen liegt.

Diese drei Gesichtspunkte werden von folgenden Isotopen befriedigend erfüllt: (siehe Abbildung)

Isotop	Gammaenergie MeV	Halbwertszeit	Erzeugung durch
Kobalt-60	1,1 und 1,3	5,3 Jahre	Neutronen
Iridium-192	0,4 bis 0,6	70 Tage	Neutronen
Tantal-182	1,1 bis 1,2	117 Tage	Neutronen
Antimon-124	0,74 bis 1,72	60 Tage	Neutronen
Europium-154	0,4—1,1—1,2	7 Jahre	Neutronen
Antimon-125	1,55 bis 0,6	2,7 Jahre	Trennung von Zinn
Rubidium-87	0,034 bis 0,129	10 ¹⁰ Jahre	Spaltung
Cäsium-137	0,75	33 Jahre	Spaltung
Europium-155	0,084	2,3 Jahre	Spaltung
Praseodym-144	0,13 und 0,14	275 Tage	Spaltung Tochter v. Cs-144

In der Versuchsanstalt der BSI wird ausschließlich als Strahlungsquelle für Röntgenzwecke das Isotop Kobalt 60 verwendet. Und zwar haben wir 2 Präparate: eins mit 600 mC Intensität und eins mit 900 mC Intensität, die es gestatten, Stahl und Tempergußstücke bis maximal 250 mm Wandstärke zu durchleuchten, so daß man innere Fehler wie Gasblasen und Lunken auf einem Film erkennen kann, ohne das Gußstück zerschneiden zu müssen.

Die Lieferform dieser Isotope ist einheitlich und stellt einen rechteckigen Zylinder mit 4 × 4 mm strahlender Fläche dar. Das

Präparat ist in einer Aluminiumkapsel eingefaßt, die den gefährlichen Verlust radioaktiver Substanz, z. B. durch Abschleifen, Brechen und Abbröckeln, unmöglich macht. Ein Gewindeansatz an der Kapsel gestattet das Anschrauben einer 2 m langen Stange, die die Handhabung des Präparates aus ungefährlichem Abstand gewährleistet.

Die Aufbewahrung der Präparate erfolgt bei uns in besonderen Bleischutzbehältern mit einer Bleiwand von ca. 80 mm. Diese Schutzbomben sind so konstruiert, daß man sie aus einer Entfernung von 2 m öff-

nen und schließen kann, so daß eine Gefährdung des Bedienungspersonals durch Strahlung soweit wie möglich vermieden wird. Die Wirkung der Gammastrahlen auf den menschlichen Körper ist sehr schädigend, und es bedarf umfangreicher Schutzmaßnahmen, um schon eine gesundheitliche Gefährdungsmöglichkeit weitgehend auszuschalten. Über diese Maßnahmen, die auch von allen anderen Leuten beachtet werden müssen, wenn z. B. Durchleuchtungen im Betrieb durchgeführt werden, soll im nächsten Heft eingehend berichtet werden.

Der „Stift“ - ein Rädchen im Uhrwerk der BSI

1. April 1954, 8 Uhr, Pförtner 2. Es regnet, und wir Lehrlinge warten gespannt auf die Ereignisse der nächsten Stunden. Einige denken wohl an das heutige Datum und hoffen, alles sei nur ein Aprilscherz! Nein, bald müssen sie diese Hoffnung aufgeben. Wir werden abgeholt und in den neuen Unterrichtsraum geführt. Hinter einem Tisch sitzen einige Herren — es sind, wie sie sich vorstellen: Herr Direktor Knüttel, Herr Henn und der Betriebsratsvorsitzende, Herr Merten. Die Herren begrüßen uns und versuchen, uns mit ein paar Worten die kommende Arbeit schmackhaft zu machen. — Ich wage einen scheuen Seitenblick auf eine Tafel, an der die Lehrarbeiten befestigt sind. — Das soll ich demnächst noch alles anfertigen?! Um ein eigenartiges Gefühl in der Magengegend loszuwerden, bemühe ich mich angestrengt, mir die Ermahnungen der Herren zu merken, mit der festen Absicht, alles einzuhalten.

Nach der Begrüßungsansprache werden wir an unsere Arbeitsplätze in der Lehrwerkstatt geführt. Neben dem Schraubstock liegen feingeordnet eine riesige Schruppfeile und ein U-Eisen. Die Arbeit kann beginnen. Wir sollen die beiden Schenkel des U-Eisens im Kreuzstrich abfeilen (mein Gott, diese Fachausdrücke!). Mit Bienen-eifer und ungeheurem Kraftaufwand gehen wir ans Werk. (Nach zehn Minuten wischen sich schon einzelne die Schweißperlen von der Stirn — eigenartig, es ist doch lausigkalt —). Gott sei dank kommt eine Führung durch den Bökerbau, die, genau wie die anschließende Gruppenaufnahme — ich glaubte, sie käme nie zustande — als eine

Erholung gepriesen wird. Um 12 Uhr dürfen wir, weil heute der erste Tag ist, nach Hause gehen.

Die nächsten Tage möchte ich die Leidens-tage eines Lehrlings nennen. Wer hat in ihrem Verlauf nicht an die „schöne, abschauliche“ Schule gedacht? — Pünktlich 7 Uhr stürzen wir uns auf die Arbeit. Donnerwetter, immer diese spottenden Blicke der älteren „Stifte“, das mitleidige Lächeln (es schien natürlich nur so) der Ausbilder; machten wir oder ich denn alles falsch? Aber natürlich, wir waren doch Neulinge! — Ein Blick auf die Uhr: halb acht! Unmöglich, noch sieben Stunden soll ich das Martyrium auf meiner rechten Handfläche aushalten? Unverschämtheit, alles Schikane, warum werden die Hefte so rauh gemacht, warum muß man mit diesem Feilenunge-



heuer zwei Zentimeter von dem Eisen abfeilen, wir leben doch im Maschinenzeitalter! — Inzwischen haben wir festgestellt, wem das Feilen allzu schwer fällt und beschlossen, ihm zu helfen: Wir gossen ihm Öl auf die Feile. Hätte er den Unfug gleich entdeckt, würde er sich nicht so strahlend bedankt haben.

Aber was haben denn da einige in der Hand? Wunderbar, ein Taschentuch oder Lappen um das Feilenheft gewickelt; so kann die Arbeit besser vorangehen. Wie roh Ausbilder sind (Verzeihung, damals waren), merken wir, als sie verboten, mit diesen „Schutzmaßnahmen“ zu arbeiten; es soll sich doch Hornhaut bilden! Ich entsinne mich, daß Hornhaut hart und fest ist, aber meine dicken Blasen sind butterweich — welche Unwissenheit, ihr Ausbilder! — So vergehen die ersten Tage und Wochen in friedlicher Dissonanz.

Bis jetzt sind wir nur praktisch ausgebildet worden; aber Herr Schneider — unser „Abteilungsleiter“ — wartet schon auf Herrn Kachelmaier. Mit ihm sollen nämlich die ersten Anweisungen und Lehrpläne für unseren Werksunterricht kommen. Die „Zweijährigen“ weisen uns täglich auf die Annehmlichkeiten hin, ein Berichtsheft führen zu müssen. „Ihr schreibt Euch noch die Finger lahm, bis Ihr die Normschrift könnt; jeden Tag wenigstens eine DIN-A-4-Seite zur Übung! Ins Heft selber müßt Ihr später außer dem Tagesbericht noch Zeichnungen oder Aufsätze schreiben. Ferner müßt Ihr auch für den Werksunterricht und für die Berufsschule arbeiten — mit der Freizeit wird's Essig.“ (Ja, wir gehen rosigen Zeiten entgegen.) — Mancher kann bereits am zweiten Werkstück anfangen. (Bei dieser Arbeit mußte gemeißelt werden.

Könnte man jeden einzelnen Weheschrei, wenn der Hammer auf den Daumen gepresselt ist, zusammenfassen, würde bestimmt ein herrliches Klagegeschrei ertönen.) Übrigens glaube ich, jeder hat gern mit der zweiten Arbeit begonnen, mir wenigstens hing das U-Eisen samt Feile zum „Hals heraus“. Wie schön ist es, mit seinem Werkstück zu einem Ausbilder zu gehen, um eine Seite auf Ebenheit und Winkligkeit überprüfen zu lassen, nur damit man dann die „schiefe Ebene“ gezeigt bekommt. Man war doch so von seiner Präzisionsarbeit überzeugt!

Eines Tages stand uns eine große Überraschung bevor: eine Zwischenprüfung! Diese Aufregung. Jeder beschaffte sich von

überall her Feilen und Meßwerkzeuge. Unsere Aufgabe ist, aus einem Stück Rundmaterial einen achtseitigen Körner feilen. Immer diese Schikane! Kaum haben wir eine Feile richtig angefaßt, und schon eine Zwischenprüfung. Die erste lag gerade eine Woche hinter uns, da stehen wir vor der zweiten. Na, wenn das so weiter geht! Aber die Herren Ausbilder wollten nur sehen, wer für diesen Beruf geeignet ist und wer nicht. Die Prüfungen fielen nämlich in die dreimonatige Bewährungsfrist.

Es sieht bald so aus, als hätten wir bloß Unangenehmes erlebt; aber dagegen protestiere ich. — Jeden Donnerstag gehen wir eine Stunde schwimmen. Diese Stunde wird fast genau so unterschiedlich aufgenommen wie verschiedenartig Lehrlinge (und selbstverständlich Ausbilder) sind. Die einen stehen schon eine Viertelstunde vor Einlaß auf der Treppe, um auf ein Zeichen nach oben zu stürzen und eine Zelle zu erobern (Pech, wenn sie keine Seife besitzen und zurückgeschickt werden). Die Resteinheiten begnügen sich mit der Galerie. Die einen sind kaum in der Badeanstalt, dann stehen sie unter der Brause, waschen sich und stürzen ins Bassin (übrigens sind die „Positionskämpfe“ unter den Brausen sehr sehenswert). Die anderen — die Minderheit — legen großen Wert auf Reinlichkeit, aber wohl keinen auf ein kaltes Bad; sie duschen und waschen sich eine halbe Stunde — und schnell wieder in die Kleider. — Eine weitere, allerdings lehrreiche Abwechslung bieten alle zwei Wochen samstags die Vorträge; sie werden hauptsächlich von Referenten der Volkshochschule gehalten. Die Berichte oder auch Filme behandeln die verschiedensten Gebiete. Trotzdem hält es schwer, alle „Stifte“ für jeden Vortrag zu begeistern; aber bei dieser Auswahl von Themen müßte (!) man glauben, fände jeder mal etwas. Jedoch scheint das nicht der Fall.

Sehr angenehm ist, daß wir nicht während der ganzen Lehrzeit in der Lehrwerkstatt bleiben. Schon jetzt sind kleine „Verschickungen“ vorgenommen worden. Durch solche Wechsel kann man an Ort und Stelle in den einzelnen Betrieben lernen, und durch diese Möglichkeit garantiert uns die BSI für eine gründliche und vielseitige Ausbildung. Das ist ein Vorteil und Gewinn, den wir den Lehrlingen kleinerer Betriebe gegenüber haben, und beides verpflichtet uns zu Dank.

Wolfgang Neukirchen, Lehrwerkstatt

Der Hilfsarbeiter ist kein Lakai

Wir leben im Zeitalter der „Spezialisten“. Jeder versucht schon in seiner Jugend, möglichst ein ganz bestimmtes Fach gründlich zu erlernen, ein „Fachmann“ zu werden, und als solcher etwas Besonderes zu leisten.

Es ist klar und selbstverständlich, daß der Spezialist gegenüber dem Ungelernten gewisse Vorteile hat, sei es, daß er eben als Fachmann gilt und größere Chancen im Berufsleben hat, sei es, daß er besser bezahlt wird, weil an ihn auch höhere Anforderungen gestellt werden.

Dieses Spezialistentum fördert in technischer Hinsicht den Fortschritt, scheint aber vom menschlichen Standpunkt den Nachteil zu haben, daß alle Nicht-Fachleute, alle die, die nicht das Glück hatten, eine spezielle Berufsausbildung zu genießen, etwas über die Schulter angesehen werden

Natürlich wird es niemandem dem Spezialisten übelnehmen, wenn er stolz darauf ist, etwas ganz besonders gut zu können, vor allem dann nicht, wenn er in seinem Fach auch etwas Besonderes leistet. Diese Anerkennung wird ihm niemand versagen.

Nun ist es aber so, daß in jedem Werk auch Nicht-Spezialisten notwendig sind. Diese müssen ja schon da sein, um alle jene Arbeiten zu verrichten, mit denen sich der Fachmann nicht beschäftigen kann, wenn er seine spezielle Arbeit gut ausführen soll. Diese Arbeitskameraden leisten in körperlicher Beziehung oft schwerere Arbeit als die Facharbeiter, die ihren Kopf mehr anstrengen müssen, ganz abgesehen davon, daß sie ja mithelfen, daß dem Fachmann die Arbeit gut und schnell von der Hand geht. Es gilt hier in etwa das Sprichwort: „Eine Hand wäscht die andere“.

Wenn der Hilfsarbeiter nicht wäre, der gewissenhaft, umsichtig und flink seine Arbeiten erledigt, wäre es schlecht um die Betriebe bestellt.

Jedoch scheint sich beim Spezialisten ein gewisser Dünkel eingeschlichen zu haben, der den Hilfsarbeiter als eine Art Lakai betrachtet. Ein Lakai ist bekanntlich ein Mensch, der auf jeden Wink seines Herrn achtet, ihm jeden Befehl und Wunsch von den Augen abzulesen und vom Stiefelputzen bis zum Fliegenverscheuchen alles zu tun hat. Dafür ist er Lakai.

Das nun ist ein Hilfsarbeiter ganz und gar nicht. Auch er bekommt seine bestimmten Aufgaben, eben die, für die Erledigung eines

speziellen Produktionsvorganges ganz bestimmte Arbeiten zu verrichten, nur, daß er dafür keine besondere Vorbildung zu haben braucht. Es kann also im Betrieb einer ohne den anderen nicht viel anfangen, jedenfalls nicht, daß nachher soviel herauskommt, daß die Belegschaft und das Werk davon leben können.

Dasselbe gilt auch für das Verhältnis zwischen Hilfsarbeitern und Akkordarbeitern, die ja ebenfalls eine spezielle Tätigkeit ausüben.

Es ist wohl klar, daß, je umsichtiger, je flotter ein Hilfsarbeiter seine Arbeit tut, umso besser und schneller Fach- und Akkordarbeiter ihre Arbeiten erledigen können.

Deshalb ist immer noch eine echt kollegiale Zusammenarbeit das beste Mittel, sich gegenseitig zu unterstützen. Auch der Hilfsarbeiter soll nicht „kommandiert“ werden, schon gar nicht, wenn es sich um Gefälligkeiten handelt, ganz abgesehen davon, daß immer bedacht werden sollte, daß mancher nur durch die Ungunst der Zeitverhältnisse gezwungen ist, als Hilfsarbeiter tätig zu sein. Wie er Verständnis dafür hat, daß der Spezialist und der Akkordmann möglichst viel schaffen möchten, so hat er auch einen Anspruch darauf, als gleichwertiger Arbeitskamerad innerhalb des Betriebes behandelt zu werden. Er wird es gewiß nicht ablehnen, diesen oder jenen privaten Wunsch zu erfüllen, wenn er etwas Zeit hat, aber andererseits könnte er sich ja auch mal fünf Minuten hinsetzen und sich ausruhen. Für ihn dauert eine Schicht auch acht Stunden.

Das ist es, was man „anerkennen“ nennt. Nicht nur die Vorgesetzten sollen ihrer Leute Leistungen und sie selbst als Menschen anerkennen, sondern gegenseitig sich anerkennen ist die erste Voraussetzung für eine wirklich befriedigende und fruchtbringende Arbeit im Betrieb, die die Schwere des Berufes erträglicher gestaltet und einander etwas Freude gibt, weil sich dann keiner über den anderen mehr zu ärgern braucht.

Herbert Goretzki

Wir suchen zur Veröffentlichung in unserer Werkszeitung laufend Artikel in Form von Erzählungen, Erlebnisberichten, Beobachtungen und Betrachtungen, die von Arbeitskameraden geschrieben sind.

Von unten gesehen

Den Urlaub haben wir fast vergessen und stehen mit neuen netten Eindrücken wieder an unserem Arbeitsplatz. In der Zeit, als die Produktion ruhte, also alles in Urlaub war, gehörte ich zu den wenigen, die weiter arbeiteten. Es war recht tot im gesamten Bau. Einige Maurer, Schlosser und Elektriker führten Reparaturarbeiten durch. Die wenigen Leute, die mit der Produktion beschäftigt waren, wurden heute hier, morgen dort für eine Arbeit eingesetzt, eben da, wo irgend etwas zu erledigen war. So kam es, daß auch ich in den verschiedensten Ecken im Betrieb an manchem fremden Platz Arbeiten auszuführen hatte.

Was habe ich da einige Male geflucht und geschimpft. Nicht wegen dem Heute-hier-und-morgen-dort, sondern deshalb, weil an manchem Arbeitsplatz die Maschine oder das sonstige Arbeitsgerät nicht in Ordnung waren. Wie einige Kollegen ihren Arbeitsplatz verlassen haben, sollte man nicht für möglich halten. Von dem Dreck allein ganz zu schweigen. Wenn aber an der Maschine, an dem sonstigen Arbeits- und Hilfsgerät nichts, aber auch gar nichts in Ordnung ist, dann muß man schon etwas mehr als nur in Wallung geraten. Wie muß es da erst bei dem Fritz, beim Karl oder Andreas zu Hause aussehen! Nach ihrem Arbeitsplatz zu urteilen, fehlen mindestens einige Fensterscheiben, hängt die Ofentür schief, sind die Stuhlsitze durchgetreten, die Schranktüren mit krummen Nägeln festgehalten, kurz gesagt, liegt der Kamm neben der Butter!

Bitte, lieber Kollege, was würdest du sagen, wenn du selbst morgen an einen solchen Arbeitsplatz müßtest, an dem neben dem Dreck, den Brotresten, dem Alt-sand, den Spänen und Zigarettenschachteln von den letzten vier Wochen, kein Drehstuhl, kein Schraubenzieher, kein Hammer, Brenner und kein Anschluß in Ordnung ist, der Preßluftanschluß undicht, fast alle Halte- und Befestigungsschrauben überdreht, die Muttern rund, die Lagerbuchsen ohne Fett sind und so weiter. Was würdest du da tun?

Ich weiß es: du gingest zum Meister und hautest dem Kollegen, der seinen Arbeitsplatz so verlassen hat, anständig eins in die Pfanne, wie wir im Betrieb sagen. Richtig so: warum kann er sich nicht an Ordnung gewöhnen. Aber betrachte bitte zuerst mal deinen eigenen Arbeitsplatz. Sieht dieser nicht ebenso unordentlich aus?

Mußt du nicht ebenfalls befürchten, daß dir die Maschine bald um die Ohren fliegt oder dein Hammer beim nächsten Schlag nicht mehr das Werkstück, dafür aber den Kopf deines Kollegen trifft?

Übrigens: ich war nicht beim Meister. Ich habe keinem eins in die Pfanne gehauen. Dafür schreibe ich diese Zeilen. Ich glaube, daß jeder von uns, die wir in der BSI Arbeit angenommen haben, froh waren, einen Arbeitsplatz gefunden zu haben. Diesen zu behalten, ist doch auch unser aller Wunsch. Sollte es da nicht unser aller Bemühen sein, diesen auch zu erhalten. Manche Reparatur können wir ja nicht selbst ausführen. Man muß aber dem Meister Bescheid sagen und einen Schlosser oder Elektriker kommen lassen. Ich weiß, daß man manchen Meister öfter daran erinnern muß, eine Reparatur durchführen zu lassen, solange die Maschine eben noch so läuft (wegen der Kosten!); aber das liegt ja an uns. Wenn wir die Notwendigkeit einer Reparatur nachweisen und notfalls die „Höllenmaschine“ nicht mehr betreten oder abschalten, um größeren Schaden, eventuell einen Unfall, zu verhüten, wird die Reparatur bald ausgeführt sein.

Außer mir muß sich aber noch ein anderer Kollege geärgert haben; denn an einem Arbeitsplatz fand ich folgende Ermahnung:

Ich würde meine  ereien auch selbst wieder wegmachen. Man brauchte sich nicht groß umzusehen, um festzustellen, daß diese originelle Aufforderung voll berechtigt war. Wäre es nicht recht bedauerlich, wenn diese Mahnung morgen an deinem Arbeitsplatz stünde?

F. K., Stachelhausen

Auszug aus dem Kontroll-Meldebuch der Feuerwehr vom 2. Oktober 1954

Um 18.25 Uhr wurde bei der Kontrolle im Saal II im Bökerbau eine starke Rauchentwicklung festgestellt. Der Rauch kam aus dem Kabel- und Schaltgestell II, welches mit Eisenblech gegen Beschädigungen umkleidet ist. In der Annahme, daß es sich um einen Kabelbrand handelt, wurden die Elektriker zum Bökerbau gerufen, die die hier verlegten Kabel sofort stromlos machten. Nach Entfernung der Schutzbleche vom Schaltgestell wurden zwischen den Kabelleitungen ölgetränkte Putzlappen und Drehspäne, ferner Papierabfälle, alte Schuhe und noch sonstige Abfälle brennend vorgefunden, aus dem Gestell entfernt und abgelöscht.

Unsere Jungs

Auch in diesem Herbst traten 14 Lehrlinge unserer Lehrwerkstatt zur Facharbeiterprüfung an. Am 13. Oktober aber war das „Pauken“ und Vorbereiten für die Prüfung vergessen, denn für diesen Tag erhielten alle Lehrlinge der Frühjahrs- und Herbstprüfung von der Geschäftsleitung als Anerkennung eine Fahrt nach Bonn bewilligt.

So trafen sich 22 ehemalige Lehrlinge mit Herrn Kachelmaier, der uns mit den Ausbildern zusammen dreieinhalb Jahre lang betreut hat, am Remscheider Hauptbahnhof.

Nach ungefähr einer Stunde konnte man die 23köpfige Gesellschaft schon auf dem Kölner Hauptbahnhof unter den internationalen Fahrgästen der ankommenden und abfahrenden Züge wiedersehen. Hier meinte ein älterer Herr – wie sich nachher herausstellte, ein Fußballanhänger aus England –, er hätte eine deutsche Fußballmannschaft vor sich. Als wir dies verneinten, mußten wir ihm auf Befragen nach unserer Herkunft eine kurze Erklärung über Remscheid und die BSI geben.

Köln sollte jedoch nicht das Endziel unserer Fahrt sein. Wir bestiegen zunächst einen Zug und fuhren rheinaufwärts bis Bonn. Wir besuchten das Regierungsviertel und machten einen Rundgang durch die Stadt. Einen schönen Anblick boten die Gebäude der Bundesregierung in herrlich gepflegten Anlagen. Dazu meinte es die Sonne an diesem Tage besonders gut und erhöhte das farbenprächtige Bild. Auf den Straßen aber wechselten von Zeit zu Zeit die „Mercedes 300“ und „Opel Kapitäne“ die Reihenfolge.

Anschließend bekamen wir Gelegenheit, das Innere des Bundeshauses und den Plenarsaal des Deutschen Bundestages zu besichtigen. Der Saal, mit seiner Grundfläche von 1200 qm, wirkt in seiner repräsentativen Gestaltung sehr übersichtlich und ist durchaus ein würdiger Raum, in dem die Geschicke des deutschen Volkes gelenkt werden.

Nach einem Spaziergang am Rhein entlang waren sich dann alle darüber einig, Bonn auf dem Schiff zu verlassen, und eine Gruppe frischgebackener Facharbeiter fuhr dann mit Gesang den Rhein aufwärts. Kaum



hatte die „Vaterland“ in Königswinter angelegt, ging es sofort von Bord, um ein gutes Mittagessen einzunehmen. Hier saßen nun wieder alle beisammen, die noch vor kurzem am Schraubstock nebeneinander gestanden hatten.

Der Nachmittag wurde zu einem ausgiebigen Spaziergang benutzt, und dann fuhren wir über Köln, wo noch einmal Station gemacht wurde, nach Remscheid zurück.

Beim Abschied sagte Herr Kachelmaier zu uns: „Jungs, bis morgen, dann stehen wir wieder genau so fröhlich und mit frischer Kraft an unseren Arbeitsplätzen.“

Die Prüflinge möchten es nicht versäumen, an dieser Stelle der Geschäftsleitung, Herrn Kachelmaier und den Ausbildern in den einzelnen Werkstätten für all ihre Mühe und das Verständnis, das sie uns entgegengebracht haben, zu danken.

Heinz-W. Rohland, Offertbüro



Wenn jemand eine Reise tut

Leeds - 7

Webton Court Hotel
Allerton Park

20. 9. 54

liebe Freunde in der BSI!

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen!“ Reist jedoch jemand von der BSI, dann muß er erzählen, dafür sorgt schon unser Struppi. So hatte er auch mich an den „Hammelbeinen“, als er hörte, daß ich nach England fahren würde. Nun, also, mein Bericht von der Reise nach hier.

In Düsseldorf, am 14. September 1954, begann schon die erste Aufregung. Der Anschlußzug nach M.-Gladbach hatte Verspätung. Er machte zwar nachher vieles wieder gut, aber in Gladbach mußte ich doch neben den Koffern noch meine Beine mit in die Hände nehmen. Hinein in den letzten Wagen des Lorelei-Expresses nach Hoek van Holland! Dann schön langsam an den Abteilen entlang promenierte, einen Koffer vorne, den anderen hinten und mit -zig „Gestatten Sie?“ bis zu einem freien Platz im ersten Wagen. Koffer rauf — Mantel aus — für eine Stunde fertig. Endlich Ruhe! Ja, denkste! — Paßkontrolle! Gott sei Dank waren das friedliche Menschen und ließen uns in Ruhe.

Von der Fahrt durch Holland kann ich leider nicht viel berichten. Beeindruckt hat mich vor allem das große Philips-Werk in Eindhoven. Man merkt gleich, daß dort Glühlampen hergestellt werden. Die haben dort bestimmt erst einmal ein Jahr nur Glühbirnen für den eigenen Bedarf hergestellt.

In Hoek van Holland lag die „Amsterdam“, welche uns über den kleinen Teich bringen sollte. Schnell die Klamotten in die Koje, Pullover an, 2 Äpfel Proviant in die Tasche und rauf aufs Deck. Dort angelten sich gerade zwei Kräne die überzusetzenden Autos wie ein kleines Gußstück und setzten sie behutsam aufs Schiff. Der Dampfer lief schließlich mit einer halben Stunde Verspätung aus. Schuld daran waren etwa 10 Gepäckträger. Ich habe einmal einen Waschräumwärter in der BSI gekannt, der machte seinen Laden erst um 14.10 Uhr auf trotz einer schimpfenden Meute. Den habe ich bisher für den ruhigsten Menschen gehalten. Aber der war noch nichts gegen diese 10 Leute.

Bei denen war die Ruhe anscheinend wirklich weg. Die Schiffssirene konnte noch so viel mahnen. Immer kam noch einer langsam mit einer Karre voll Koffer an, man erzählte sich noch ein bißchen und trug ganz gemütlich die Sachen herauf. Schließlich, als man sich mit aller Gewißheit davon überzeugt hatte, daß auch das letzte Gepäckstück an Bord sei, wurde der Gangway weggezogen, und die „Amsterdam“ konnte loslegen. Trotz klaren Himmels versteifte sich der Wind, und es piff ganz schön in den Leinen. Ich glaube, wir hatten Gegenwind. (Herr Huijus und alle Seeleute mögen mir verzeihen, aber ich kann die christliche Seefahrt leider nur vom Standpunkt einer Landratte aus beschreiben.) Da auf der anderen Seite nun mehr zu sehen war, ging ich an der Kommandobrücke vorbei und war gleich wieder 3 Schritte rückwärts. Bei einem Kreuzworträtsel habe ich immer erst nachschauen müssen, was „dem Wind zugekehrte Seite des Schiffes“ sei, da ich immer Luv und Lee verwechselte. Liebe Seemänner, an diesem Abend habe ich es gelernt. Also, ein erneuter Versuch, kurzer Anlauf, Körper wie beim Skilaufen nach vorne und kam diesmal rum. Da echte Seeleute ab und zu auch mal in den Teich spucken sollen (ich habe das mal gelesen), habe ich das auch mal in meinem Übermut versucht. Ich stellte mich also an die Reling und... ja, ich war nun mal eben auf Luv, und Besagtes landete nicht in dem Teich, sondern in meinem Gesicht. Da ließ ich Luv Luv sein, bekam aber zum Abschied noch Gischt vom Bugwasser mit, und ich war von oben bis unten voll Salzwasser. Davon hatte ich nun auch meine Nase voll und legte mich in meine Koje.

Am anderen Morgen (bei Sonnenaufgang ließ ich mich vom Steward wecken) stieg ich wieder unternehmungslustig nach oben, um ja nichts zu versäumen, mache die Decktüre auf und treffe einen alten, guten Bekannten aus Remscheid: Regen. Da wir sowieso schon nahe der Küste waren, lugte ich nur eben über die Reling, holte meine Koffer rauf und war schnell an Land. Auch hier wurde ich schnell vom Zoll abgefertigt. Man bat mich sehr höflich, meine Kamera nicht zu verkaufen; aber die benötige ich ja selbst.

Im Zug von Harwich nach London fand ich nur mit Mühe einen Platz und dann auch nur im Speisewagen. Kaum setzte sich der Zug in Bewegung, da ging der Überfall auch schon los. Ein Kellner kam, in jeder Hand eine Kaffeekanne, und pries „half and half“ an. (Das ist „Kaffee mit Schuß“, halb Kaffee und halb Milch.) Ich sagte: „Black“ und erhielt nur schwarzen Kaffee. Liebe Hausfrauen, nehmt den stärksten Kaffee, laßt diesen 8 Tage kochen und steckt dann in die Kanne die bitterste Schokolade, dann habt Ihr englischen schwarzen Kaffee! Seither trinke auch ich hier nur half and half.

Dann gab es Frühstück. Ich denke, ich sehe nicht recht. Zwischendurch habe ich mal zum Fenster rausgeschaut, aber davon blieb es dennoch Orangensaft. Das alles zwischen dem scheußlichen Kaffee. Es folgte dann ein Brötchen und dann, jawohl, da war es: Englands Nationalgericht „ham and eggs“! — Ja, denkste! Das, was der Kellner dazu sagte, war alles andere als ham and eggs. Ich habe ihn zweimal danach gefragt, aber weder verstanden noch behalten können und habe schließlich nur mit dem Kopf genickt. Vor mir standen 8 Bratkartoffeln, ein Spiegelei (ich hatte leider kein Vergrößerungsglas bei mir), eine gebratene Schinkenschnitte (Marke „Durchsichtig“) und dazu eine halbe Tomate. Alles, was dann noch anrollte, habe ich dankend abgelehnt. Auf dem Zettel stand nachher schlicht und einfach $\frac{5}{8}$, mehr nicht. Ich bezahlte mit einem großen Schein und bekam allerhand in die Hand gedrückt, allerlei mögliche Sorten. Ja, das liebe Geld hier. Ich glaube, die Kinder kommen hier nur deswegen ein Jahr eher in die Schule als bei uns, um nur die Wissenschaft des Geldes zu studieren. Um nicht in Verlegenheit zu kommen, zahle ich zunächst mit großem Geld. Zur Strafe habe ich jetzt eine ganz dicke Geldtasche voll Pennies, half pennies, three pennies, six pennies ... usw. usw. Alles Kleingeld. (Dabei ist der penny [etwa 5 Pf.] genau so groß wie unser 5-Mark-Stück).

In London kamen wir in Liverpool-Station an, und von dort fuhr ich gleich mit der U-Bahn zur St.-Pankraz-Station, von wo mein Zug nach Leeds abfährt. Dort stehe ich nun vor einem großen Gebäude und frage einen kleinen Postjungen, wo der Bahnhof sei. Der grinste bis hinter beide Ohren und sagte: „Hinter Ihnen, Sir!“ —

Tatsächlich, nun entdeckte ich ein kleines Schild an jenem Gebäude, das ich für ein Rathaus oder ein Museum gehalten hatte. Dort angekommen, schaute ich zunächst mal in meinem Wörterbuch nach, was „Koffer aufgeben“ heißt, sagte es dreimal leise vor mich hin und keilte einen Auskunftsbeamten an, wo ich das machen könnte. Dieser entpuppte sich als biederer Gepäckträger und schnappte, ehe ich mich recht besann, meine Koffer und rannte in einem Tempo los, das unserem Heinz Fütterer alle Ehre gemacht hätte. Machtlos rannte ich hinterher und bekam dann grinsend das erste Trinkgeld abgeknöpft. Dann hatte ich 2 Stunden Zeit, mir London anzusehen.

Londoner Regen! Kragen hoch, Hut in die Stirn und los. Über die Tottenham Road, am bekannten Londoner Rundfunk vorbei, gelangte ich zum Trafalgar-Square. In der Mitte des Platzes steht auf einer riesigen Säule das Denkmal Nelsons, Englands größtem Seehelden, zur Erinnerung an die Seeschlacht von Trafalgar. Dabei ist er auch heute noch ein echter Seemann. Das ist zwar etwas pietätlos, aber von oben sorgt der Regen für sein nasses Element und unten sind es zwei riesige Springbrunnen. Zu seinen Füßen wachen 2 große Löwen darüber, daß sich ja niemand an der Unzahl von Tauben vergreift, um damit einen Taubenschlag aufzumachen. Ich



London — „Big Ben“

guckte mal hierhin, mal dorthin und trabte im unaufhörlichen Regen weiter durch Englands berühmteste Straße, durch die Whitehall mit ihren Ministerien. Ich kam an der ebenfalls berühmten Downing-Street vorbei, wo der Churchill sein Londoner Domizil hat, und stand bald am Ziel meiner Exkursion: am Parlamentsgebäude und an der Westminster Abtei. Leider war für eine genaue Besichtigung die Zeit zu kurz, nur einige Aufnahmen konnte ich machen, da nun mit einem Mal der Himmel blau war. Auf dem Rückweg wurde an einem Tor, das zum Buckingham Palast führt, die Wache abgelöst. Auf schönen schwarzen Pferden saßen die Gardisten wie Marionetten in dunkelblauen Mänteln mit roten



Gardist der Queens Guard

Aufschlägen, dazu goldene Helme mit roten Federbüschen. Der Wachhabende schritt mit gezogenem Degen auf und ab und stampfte bei jeder Kehrtwende so mit den Füßen, als ob sie kalt wären. Schließlich kam die Ablösung. Der Feldwebel musterte die alte Wache von hinten bis vorne, stolzierte um sie herum wie ein Hahn um seine Hennen und schob mit ihnen wieder ab.

Für mich wurde es auch langsam Zeit. Ich rief die älteste Taxe an, die ich im Moment finden konnte. Über dieses Vehikel, mit dem Adam und Eva schon im Paradies herumkutschiert sein mögen, würde bei uns alles lachen. Dennoch bin ich davon überzeugt worden, daß diese noch längst nicht die älteste war. Aber dem Engländer würde etwas fehlen, wenn er sie nicht hätte. Ich schätzte diese Taxe etwa vom Baujahr 1910. Sie fuhr aber fleißig ihre Sachen und blieb den neuen Modellen nichts schuldig. Kurz vor dem Bahnhof quetschte sich mein Fahrer noch soeben zwischen zwei Lastwagen, wovon der hintere kräftig auf die Bremse treten mußte.

Nach guter alter deutscher Sitte erwartete ich nun, daß der gleich aus seinem Kasten springen und die alte Karre demolieren würde. Aber nichts geschah, und der Lastwagenfahrer machte das gleichgültigste Gesicht der Welt.

Von London ging es dann nordwärts nach Leeds über Leicester, Chesterfield und Sheffield. Die Gegend, welche wir durchfuhren, war jedoch so langweilig, daß ich davon fast nichts berichten kann. Ich habe mir für die Rückfahrt vorgenommen, entweder zu schlafen oder aber nachts zu fahren. Hier in Leeds fuhr ich gleich zu Catton und Co., meinem Ziel in England, und wurde dort sehr freundlich empfangen. Ein Wagen brachte mich sodann zu meinem Hotel, das etwa 5 km vom Werk entfernt liegt. Wir würden dieses Haus nicht als Hotel, sondern als Pension bezeichnen. Es liegt auf einem Berg in einer ruhigen und schönen Umgebung.



Leeds — Webton Court Hotel

Zum Schluß möchte ich noch von meinem ersten Erlebnis erzählen, das ich am nächsten Morgen hatte, als ich zum Werk fuhr. Ich stieg in die erste beste Bahn ein, die zum Stadttinnern fuhr. Der Schaffner war sehr freundlich und schrieb mir den Weg auf. In der nächsten Bahn war eine Schaffnerin, die mich nicht verstand und ich sie noch weniger, weil sie reinsten Yorkshire-Dialekt sprach. Nach langem Hin und Her zahlte ich 2 Pence, und sie setzte mich an der nächsten Haltestelle raus. Ich fragte sie noch, ob das nicht die richtige Bahn sei, und sie schüttelte mit dem Kopf. Also, dann hinein in die nächste. Ich fragte den Schaffner nach der Chadwich Street. Der zuckte die Achseln, rannte zum Fahrer und rumms, stand die einstöckige Kiste: Es war doch die richtige Haltestelle.

So viel für heute. Bis zum nächsten Mal
herzliche Grüße
Wolfgang Häfner

Das Fest der Jubilare

Am 25. September hatten unsere Jubilare ihren großen Tag. Es war schon monatelang vorher davon gemunkelt worden, daß wohl in diesem Jahr wiederum das Jubilartreffen stattfinden würde, aber etwas Genaueres wußte niemand zu sagen, und Geschäftsleitung und Sozialamt hüllten sich in Schweigen. In der Stille aber wurde alles vorbereitet, bis es dann soweit war, daß die Einladungen hinausgehen konnten. Niemand hat sich mehr darüber gefreut als unsere Jubilarpensionäre, die fernab unserer Betriebe nach einem arbeitsreichen Lebensabschnitt der wohlverdienten Ruhe pflegen.

Und dann war der Samstag da. Es ging ins Ittertal, Solingen-Wald, in den Märchenwald, den merkwürdigerweise die wenigsten bisher gesehen hatten, wie sich nachher herausstellte.

Am Remscheider Bahnhof standen die Autobusse bereit, die alle Teilnehmer pünktlich ins Ittertal brachten. Pünktlich begann auch die Kaffeerunde, und dann hielt Herr Otto Hilger im Namen der Geschäftsleitung die Begrüßungsansprache, in der er alle Jubilare herzlich willkommen hieß und betonte, daß dieser Tag ein Zeichen der Verbundenheit sei zwischen den pensionierten und den noch aktiven Jubilaren, zwischen ihnen und der Geschäftsleitung. Sie alle haben bereits 25, 40 und sogar 50 Jahre treu und gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt, und diese Stunden des frohen Beisammenseins seien eine kleine Anerkennung für die Treue, die sie der Bergischen Stahl-Industrie entgegengebracht haben. In gleicher Verbundenheit nehmen auch die Jubilare des Werkes Julius Lindenbergs an der Feier teil. Er gab dem Wunsche Ausdruck, daß auch weiterhin das gute Verhältnis zwischen der BSI und den Jubilaren bestehen bleiben und die Feier einen schönen Verlauf nehmen möge.

Anschließend hieß auch der 2. Betriebsratsvorsitzende Fritz Fastenrath die 620 Jubilare und ihre Gäste willkommen, und dann kam — Jupp Hussels. Zwei Stunden lang brachte er Heiterkeit und Lachen in die frohe Gemeinschaft der Jubilare, und was immer er sagte, es war voll Witz und Humor, und jeder konnte schmunzeln oder herzlich lachen, wie es gerade jeder verstanden und aufgenommen hatte. Es fehlte auch nicht unser Werkschor, der mit eini-

gen Liedern erfreute, und besonderen Beifall erntete unsere Mitarbeiterin Hanni Paur vom Stahlguß-Verkauf mit einigen gut vorgetragenen Liedchen. Schnell, wie es immer ist, wenn Gemütlichkeit und gute Laune so recht zum Zuge gekommen sind, vergingen die Stunden; es wurde Abendbrot gegessen, das allen vorzüglich mündete, und wenn auch am nächsten und den übernächsten Tagen so mancher von Bauchgrimmen befallen worden ist, wir wollen es nicht so tragisch nehmen. Das kann immer mal passieren.

Kein Mensch hat bisher den Grund dafür feststellen können, und es ist nicht anzunehmen, daß uns jemand bewußt einen Schabernack gespielt hat. Es ist noch alles gut gegangen, und auch solche tragikomischen Zwischenfälle können das Leben erheitern, wenn sie mit dem entsprechenden Humor aufgenommen werden, wie es unser „auler Bergner“ vom Lohnbüro getan hat. Wenn er erzählt, wie es ihm ergangen ist, dann glaubt man, den leibhaftigen Hans Sachs vor sich zu sehen, der erzählt, wie einem Patienten die zwickenden Teufelchen aus dem Bauch geschnitten wurden. Das also kann diesen Tag nicht schmälern, dem, was das Essen angeht, unter erheblichem Kostenaufwand von seiten des Besitzers des Märchenwaldes auch die Wissenschaft zu Leibe gerückt ist und festgestellt hat, daß alles, was wir an diesem Abend genossen haben, tadellos sauber und gut war. So wird es ewig im Schoße der Götter verborgen bleiben, was uns anschließend so gezwickt hat, und da wir den Schuldigen nicht finden können, wollen wir annehmen, daß wir in diesen Stunden so herzlich gelacht haben, daß unser Zwerchfell diese ungewohnten Erschütterungen nicht vertragen hat und nicht verstehen konnte, daß man nachher noch Hunger hatte; denn Lachen ist gesund und lieber ein Brötchen weniger und dafür mehr gelacht. Als nach diesen frohen Stunden die ersten Autobusse startbereit standen, dann war wieder mal ein schöner Tag zu Ende. Unsere Pensionäre fuhren zuerst nach Hause, die Unentwegten aber ließen es sich wohl sein, bis die Autohupe zum letztenmal gehupt hatte und auch den Rest wohlbehalten zu Muttern brachte.

Auf den Bildern auf den nächsten Seiten kann sich jeder nochmal wiedersehen. H.G.



Warum mögen uns die Amerikaner?

Nach meiner Rückkehr aus den USA wurde ich oft gefragt, wie man denn als Deutscher heute drüben aufgenommen wird. Diese Frage ist durchaus berechtigt, denn der Krieg liegt ja erst neun Jahre zurück, und die Besatzungszeit reicht noch bis in unsere Tage hinein. Man kommt als Deutscher in USA doch immerhin als „Besiegter“ zum „Sieger“. Dabei ist die manchmal bei uns gehörte Ansicht unwichtig, daß nämlich die USA den Krieg gegen uns nur als eine Art Spielerei aufgefaßt und noch gar nicht richtig Ernst gemacht hätten. Man wird eines besseren belehrt, wenn man die amerikanischen Frontkämpfer von der Härte ihres Einsatzes zum Beispiel in der Normandie oder am Hürtgenwald erzählen hört.

Wie ist es nun möglich, daß trotz allem die Stimmung in den USA heute ausgesprochen prodeutsch ist, daß heute der Deutsche drüben so großer Sympathie begegnet? Warum mag man uns in den USA? Mir schien sogar, daß man uns selbst seinen ehemaligen Verbündeten England und Frankreich vorzieht. Nun, mit Großbritannien bestand schon seit jeher eine Rivalität, weil die USA nämlich bei ihrer Ausbreitung überall in der Welt auf englische Kolonien und den englischen Markt stießen, den man zwangsläufig als lästigen Konkurrenten empfinden mußte. An Frankreich gefällt den Amerikanern nicht, daß man dort nicht mit dem gleichen Tempo arbeitet, sondern seinen Feierabend liebt und sich bescheidet, um den inneren Menschen nicht verkümmern zu lassen.

Die amerikanische Sympathie für uns Deutsche hat eine ganze Reihe von Gründen. Zum ersten sind wir der amerikanischen Wesensart, oder besser, die Amerikaner uns doch ziemlich stark verwandt. Es mag dies darauf beruhen, daß der deutsche Blutsanteil im amerikanischen Volk beträchtlich ist. Man kann mit etwa 30 Prozent rechnen, das heißt, Deutschen, Deutsch-Amerikanern und Amerikanern, deren Vorfahren vor 1, 2 oder mehr Generationen ausgewanderten. So trifft man über die zahlreichen deutschen Landsiedlungen und deutschen Viertel in den großen Städten hinaus unendlich viele deutsche Namen, die zum großen Teil sogar noch die verschiedenen deutschen Provinzen als Herkunftsort erkennen lassen. Immer wie-

der hört man von Amerikanern, die heute kein Wort deutsch mehr sprechen, daß der Großvater zum Beispiel aus Württemberg oder von der Wasserkante kam.

Im Gegensatz dazu trifft man aber auch Deutsche, die nach 40 Jahren USA noch kein Wort Englisch sprechen, da sie in rein deutschen Siedlungen leben und arbeiten, die örtlich manchmal scherzhaft als „little Germany“ bezeichnet werden.

Der deutsche Einfluß drüben ist enorm. So gibt es neben den zahllosen deutschen Klubs auch deutschsprachige Zeitungen und Radiosendungen, deutsche Schulen und Kirchen. Natürlich hatte man es hier während des Krieges nicht leicht, da die Volksstimmung zu dieser Zeit verständlicherweise gegen alles Deutsche feindselig eingestellt war. Diese Haltung wurde durch die Propaganda natürlich noch gesteigert. Doch war dies eine Zeiterscheinung, die später überwunden wurde.

Die irrige amerikanische Meinung über uns, zum Teil hervorgerufen durch die Propaganda, wurde in sehr vielen Fällen richtiggestellt durch die amerikanische Besatzung in Deutschland. So paradox es klingen mag, muß hier doch gesagt werden, daß die uns verständlicherweise äußerst lästige amerikanische Besatzung für Deutschland einen sehr großen praktischen Nutzen gehabt hat, der weder von den USA gewollt war noch von uns in seiner ganzen Tragweite richtig eingeschätzt wird. Jeder einzelne amerikanische Besatzungssoldat, der Bauernsohn aus Kansas, der Bergarbeiter aus Minnesota oder Arizona und der kleine Angestellte aus San Francisco oder New Orleans, also Menschen wie „Du und ich“, die ihren Hof, die Arbeitsstelle und das Büro nicht freiwillig verlassen haben und auch keine Lust hatten, Leute totzuschießen, haben Deutschland aus eigener Anschauung in ein oder zwei Jahren ihres Hierseins doch sehr gut kennengelernt. Diese Männer wurden nach ihrer Rückkehr unbewußt meist zu einer ausgezeichneten Reklame für Deutschland.

Uns leuchtet sofort ein, daß jemand, der ein Jahr in Garmisch oder Berchtesgaden auf Kosten der Steuerzahler seines, beziehungsweise unseres Landes einen ruhigen und sorglosen Tag lebt, Deutschland herrlich finden muß, aber ich glaube, daß

damit doch nicht alles erschöpft ist. Viele Amerikaner haben — neben unseren Mädchen — das deutsche Land und den deutschen Menschen wirklich schätzen und lieben gelernt. Ich traf drüben sehr viele Leute, die, wenn sie hörten, daß ich Deutscher sei, sofort ein begeistertes Loblied auf Deutschland anstimmten, und gar diejenigen, die sich eine deutsche Frau mitgebracht haben! Nun, die deutsche Frau, die ihre Hauptaufgabe in einem vorbildlich geführten Haushalt, in gut erzogenen Kindern sieht und eben für die Familie und den Mann da ist, hat es nicht schwer, die nüchterne, verwöhnte und oft vergnügungssüchtige Amerikanerin auszustechen.

Es ist klar, daß dieses unmittelbare Erleben der amerikanischen Soldaten in Deutschland für ihre innere Einstellungsrichtungswendend war und daß diese Eindrücke in breiteste Schichten des amerikanischen Volkes zurückgestrahlt wurden. Auf dieser Basis, obwohl anfänglich für uns schmerzhaft, wurde ein tieferes Verstehen von Volk zu Volk möglich.

Im Laufe der letzten Jahre nahmen dann die Besuche amerikanischer Techniker und Kaufleute, Experten und führender Männer immer mehr zu. Bei solchen Gelegenheiten sah man dann nicht nur Deutschland, sondern auch die anderen westeuropäischen Länder, wobei sofort Vergleichsmöglichkeiten gegeben waren. Der amerikanische Steuerzahler interessiert sich, neben anderen Dingen, schon dafür, was man in Europa mit seinen Dollars anfangt und hat ein sehr kritisches Auge für effektive Leistung. Dafür ist man selbst zu sehr an intensive Arbeitsleistung gewöhnt.

Es braucht hier kaum noch auf die zahlreichen amerikanischen Zeitungsstimmen hingewiesen zu werden, die besonders im letzten Jahr immer wieder vom „deutschen Wunder“ und „Deutschland, dem erwachenden Giganten“ sprachen und voll des Lobes über unseren Wiederaufbau waren. Unsere Schaffenskraft und Energie, unser Fleiß und Ehrgeiz und unser Wille zur Arbeit — obwohl sonst im Ausland nicht stets erfreut aufgenommen — haben in den USA zweifellos beeindruckt und uns in weitesten Kreisen ebenfalls Freunde gewonnen.

Amerika ist weit genug weg, um unsere wirtschaftliche Konkurrenz fürchten zu müssen, zum anderen ist es viel zu mächtig, um eventuell wegen aufzustellender deut-

scher Streitkräfte Sorge haben zu müssen und drittens hat man im letzten Krieg durch deutsche Kampfhandlungen keinen direkten Personen- oder Sachschaden erlitten, was eine besonders feindselige Haltung heute noch rechtfertigen könnte. So hat man zum großen Teil aus wirklicher Sympathie, zum kleineren Teil aus der Notwendigkeit heraus die volle Möglichkeit, den alten amerikanischen Grundsatz und das Motto eines Sportmannes auf uns anzuwenden: „forget about it“ und „give him a chance!“ („Vergiß es!“ und „Gib ihm eine Chance!“)

Wir dürfen wohl feststellen, daß die USA uns gegenüber nach diesem Grundsatz handeln und wohl das Land in der Welt ist, das uns als erstes und am wirkungsvollsten wieder auf die Beine geholfen hat.

Aber abgesehen von diesen großen politischen Handlungen wird man auch als einzelner Deutscher in den USA außerordentlich freundlich, ja fast herzlich aufgenommen. Ich habe diese Aufnahme in allen Schichten des Volkes, beim einfachen und schlichten Arbeitsmann bis zu den Präsidenten großer Werke erlebt und als sehr wohlthuend empfunden. Es „regnete“ Einladungen und Sympathie, und man mußte als Deutscher den Eindruck gewinnen, daß wir offenbar doch nicht das „enfant terrible“ sind.

H. Huljus, Ingenieurbüro

Folgende Arbeitskameraden haben sich bereit erklärt, allen Werksangehörigen, die der Werkszeitung etwas zur Veröffentlichung übergeben, es aber nicht selbst aufschreiben wollen, bei der Abfassung des Textes behilflich zu sein und dabei auch das Redaktionsgeheimnis zu wahren:

Heinrich Förster, Versand Stachelhaus.
Erich Festerling, Böckerbau Saal 3
Alfred Lange, Säge Stachelhausen
Walter Bergmann, Putzerei Stachelhs.
Hans Klever, Formerei Papenberg
Rudolf Mädel, Formerei Papenberg
Willi Hackenberg, Versand Papenb.
Theo Röllecke, Endkontrolle Papenb.

Zwischen den Schichten

Ja! Sich einmal alles so richtig von der Leber wegzuschimpfen, wie das in der letzten Nummer unseres „Schmelztiegel“ unter obiger Überschrift geschehen ist, tut gut. Eine solche Schimpfkanonade wird manchmal auch mit Seelenmassage bezeichnet, weil dabei einiger anderer Ärger gleichzeitig mit weggespült wird.

Aber zur Sache!

Es stimmt tatsächlich, daß ein Verbesserungsvorschlag eingereicht worden ist, in dem eine Änderung der Waschanlage in der Formerei Papenberg gewünscht wird. Nach diesem Vorschlag soll anstatt der bisher zwei Wasserleitungen – je eine für kaltes und warmes Wasser – eine davon abmontiert werden. Die richtige Wasserzuleitung und -zuteilung soll dann am Anfang der Leitung reguliert werden.

Komischerweise haben wir in einem anderen Waschraum der BSI eine Waschanlage, die haargenau diesem Wunsch entspricht. Für diesen Waschraum aber liegt ein Verbesserungsvorschlag vor, in dem es unter anderem wörtlich heißt:

„Will man sich gern mit warmem Wasser waschen, und irgendwer hat vorher am Haupthahn für Kaltwasser gedreht, so muß man erstmal besagten Kran zudrehen, dann das kalte Wasser aus dem Rohr laufen lassen und darauf warten, daß das Wasser auch wirklich etwas warm wird. Und so geht es nicht nur ein Mal, nein – zigital am Tage! Der eine Kollege wäscht sich mit kaltem, der andere mit heißem und ein anderer mit lauwarmem Wasser. Jeder fummelt am Haupthahn und „stellt sich sein Wasser ein“.

Der Wunsch des Einsenders geht – um das zu wiederholen – haargenau dahin, eine solche Waschgelegenheit zu schaffen, wie sie so vorbildlich – nach seiner Ansicht – in der Formerei Papenberg vorhanden ist.

Ein Former, der seit über 30 Jahren bei uns ist, wurde um seine Meinung wegen der Größe der Waschbecken befragt. Dieser Werksangehörige konnte die Anregung,

die „zu kleinen“ Waschbecken abzuschaffen, da dieselben für die Former nicht geeignet seien, nicht verstehen, da doch gerade für die Arbeiter in der Formerei die Brausen zur Verfügung ständen.

Und die Moral von dieser Geschichte:

Viele Köpfe – viele Sinne!

Es bleibt nur die Frage offen: wer hat mit seinem Verbesserungsvorschlag recht, und wie soll das Kuratorium bei so entgegengesetzten Auffassungen entscheiden?

Bei diesen Überlegungen spielt die Kostenfrage eine untergeordnete Rolle. Was zweckmäßig ist und dem besseren Betriebsablauf dient, und seien es auch „nur“ die Waschräume, wird angelegt. Bloß – wer kann es allen Menschen recht machen?

R. B.

Berichtigung: In dem Artikel „Aus der Geschichte der BSI“ in der 35. Ausgabe unserer Werkszeitung muß es auf Seite 7, vorletzter Absatz, heißen: Die hohe Vorwegbelastung machte es notwendig, eine Entspannung durch eine Kapitalerhöhung herbeizuführen und mit Hilfe einer solchen Umschuldungs- (nicht Umschulungs-) aktion die Voraussetzung für eine Rentabilität des Werkes zu schaffen.

Ferner ist in dem Artikel „Das neue Lohnabrechnungsverfahren“ ein Rechenfehler unterlaufen. Auf Seite 18 muß es heißen:

Die Arbeitszettel weisen aus:

Putzen von Kreuzkopflagern	1.45 Std./Min.
Putzen von Lagerstühlen	3.45 Std./Min.
Putzen von Kolben	2.30 Std./Min.

zusammen 8 Std.



Hildegard Pilz

und ihr



Unter den Ölbildern in der Ausstellung haben wir auch solche von Frau Hildegard Pilz gesehen. Ihr Steckenpferd ist es, in den Mußestunden, zwischen Hausarbeit, Kindererziehung und der Tätigkeit in unserem Werk, zu malen. Schon als Kind hat sie, so erzählt sie, lieber Figuren in den Sand gezeichnet als Burgen gebaut und Kuchen gebacken. Das scheint ein Erbteil ihrer Großmutter und Mutter zu sein, die ebenfalls gern zeichneten und die Muster für Stickereien selbst entwarfen.

Frau Hildegard Pilz liebt es, spazierenzugehen, wenn ihre Zeit es erlaubt, und die Natur zu betrachten und zu beobachten. Wenn sie dann ein schönes, ihr zusagendes Motiv gefunden hat, macht sie sich Skizzen und Aufzeichnungen und gibt es zu Hause auf der Leinwand in Ölfarben wieder. Dazu läßt sie sich aber Zeit. Sie will nicht unbedingt ein Bild zu einem bestimmten Termin fertig haben. Immer nur dann, wenn es ihr Freude und Spaß macht, greift sie zu Pinsel und Palette. Sie bevorzugt Motive aus der Natur, auch Stilleben, und erst seit kurzer Zeit wagt sie sich auch an Tiere.

Das aber ist das Wesentliche bei ihrem Steckenpferd, was Frau Pilz auch besonders betont, daß sie nämlich beim Malen alle Sorgen und allen Kummer vergißt, die das Leben nun einmal mit sich bringen, und die Freude an den Farben und Formen sie die schönen Seiten des Daseins erleben läßt.

Darin liegen die wahre Bedeutung und der wahre Wert des Steckenpferdes, daß

es Freude, Entspannung und geistige Anregung bringt. Viele werden dies vielleicht erst im Alter erkennen, wenn sie ihrer Berufstätigkeit nicht mehr nachgehen können und dann feststellen müssen, daß sie keinerlei Hobby haben, daß sie nichts mit ihrer Zeit anzufangen und sich geistig mit nichts zu beschäftigen wissen, denn ein nicht reger Geist macht auch den Körper hinfällig.

Frau Hildegard Pilz weiß es zu schätzen, daß sie ein Steckenpferd hat, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen kann, wenn sie dem grauen Alltag entfliehen will. Für diese Liebhaberei hat auch ihre Familie Verständnis, und wenn Mutti malt, dann wissen alle, daß sie ausruht von den Sorgen um Mann und Kinder.



Das goldene Zeitalter

Eine kulturgeschichtliche Plauderei

Es war einmal... Mit diesen Worten beginnen fast alle Märchen, denen wir als Kinder gläubig und mit erregter Spannung gelauscht haben. Heute wissen wir, daß in vielen Märchen ein wahrer Kern steckt, daß sie Züge enthalten, die die Erinnerung an Dinge und Lebewesen wachrufen, die einstmals unsere Erde belebten.

Es war einmal... So beginnt auch eine der schönsten Sagen des Altertums, nämlich die von den verschiedenen Zeitaltern. Und was für die Märchen gilt, ist erst recht für die Sagen angebracht, die alle samt und sonders einen geschichtlichen Kern haben.

An der Spitze der Sage von den verschiedenen Zeitaltern steht das goldene Zeitalter, in dem alle Gegenstände aus Gold waren und trotzdem unter den Menschen Friede und Eintracht und dauernde Glückseligkeit herrschten.

Was hat es damit auf sich? Eine schöne Phantasiegeschichte, wird mancher sagen. O nein, ihr Zweifler! Es hat dieses Zeitalter wirklich gegeben. Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, was damit gemeint ist und welcher Nachhall noch bis in unsere Tage davon herüberläut.

Auf die bis in graue Vorzeit zurückreichende Kultur der Altsteinzeit folgte die gehobene der jüngeren Steinzeit, bis die Menschheit um das Jahr 3000 v. Chr. anfang, sich die Metalle nutzbar zu machen. Nach vielen Versuchen kam man dahinter, daß Silber, Kupfer und andere Metalle schmelzbar sind und sich in diesem Zustand in jede gewünschte Form bringen lassen. Eines Tages aber kam ein findiger Kopf dazu, verschiedene Metalle miteinander zu mischen, also das herzustellen, was wir heute als Legierung bezeichnen. Bei seinen Versuchen wird er wohl auch einmal Kupfer und Zinn zusammengebracht haben. Das daraus entstandene Metall, die Bronze, zeigte aber eine so vielfache Verwendungsmöglichkeit, daß wir heute ein ganzes Zeitalter danach benennen: die Bronzezeit.

Wenn wir uns nun vor Augen halten, daß Bronze in frischgegossenem Zustand —

die heute vielerorts gefundenen Gegenstände tragen ja einen grünen oder braunen Belag, die Alterspatina — goldgelb aussieht, wenn wir uns weiter vor Augen halten, daß damals alle Gebrauchsgegenstände wie Messer, Rasiermesser, Äxte, Schwerter, Kessel, Töpfe, Pfannen, auch Nadeln (unsere Sicherheitsnadel geht auf die bronzzeitliche Fibel zurück) aus Bronze hergestellt waren, so ist der Vergleich mit einem goldenen Zeitalter gar nicht so weit hergeholt. Damit ist aber der Zweifel an der Existenz eines solchen Zeitalters schon behoben.

Es bleibt nur noch übrig, den Zweifel an den weiteren Ausführungen über das goldene Zeitalter, über die friedlichen Zustände dieser Ära zu lösen. Wenn wir das tun wollen, müssen wir etwas weiter ausholen und eine kulturgeschichtliche Wanderung einige Jahrtausende zurück in die Vergangenheit unternehmen.

Es ist klar, daß nicht jeder Umstand war, sich die Bronze selbst herzustellen. Eines teils fehlte es den meisten an Erfahrung, denn auch die Bronzeverarbeitung wird — wie auch heute noch in vielen Dingen — Fabrikationsgeheimnis einiger weniger gewesen sein, andernteils waren die nötigen Rohstoffe, Kupfer und Zinn, durchaus nicht überall vorhanden. So hat es denn auch schon in grauer Vorzeit Bergwerke gegeben, in denen die begehrten Metalle geschürft wurden, Industriestätten, in denen sie geschmolzen und verarbeitet wurden, und Märkte, auf denen die Fertigwaren gehandelt und versandt wurden.



Wandung eines getriebenen Bronzeimers

So wurde z. B. Kupfer in großer Menge auf der Insel Zypern gewonnen, die davon noch heute ihren Namen hat und auf der schon zur Zeit der kretisch-mykenischen Kultur (vor rund 5000 Jahren) dieses Metall abgebaut wurde.

Aber auch in Spanien, in der Sierra Morena, in der Nähe der Guadalquivirmündung, befanden sich neben Silberbedeutende Kupfererzlagerstätten. Überhaupt war die Sierra Morena das metallreichste Gebirge des Altertums. Und hier dürfte auch der Erfindungsort der Bronze zu suchen sein. Den zweiten Rohstoff zur Bronzeherstellung, das Zinn, aber holte man ursprünglich aus der Bretagne, wo man alte Zinngruben aus der Übergangsperiode zwischen der jüngeren Steinzeit und Bronzezeit entdeckt hat. Später wurde es durch Vermittlung der alten Küstenbewohner der Bretagne aus Südengland, aus Wales, nach Spanien exportiert und dort verarbeitet.

Verarbeitungsort und zugleich Markt für das gesamte Mittelmeergebiet aber war eine Stadt, über die uns nur wenig sichere literarische Kunde aus dem Altertum überliefert ist, da sie schon in der letzten Hälfte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts wieder dem Blick entschwindet. Diese Stadt hieß Tartessos und lag auf einer Insel zwischen zwei damals vorhandenen Mündungsarmen des Guadalquivir.

Ihre Bedeutung muß im frühen Altertum ungeheuer gewesen sein, was kein Wunder ist, da sie ja als alleiniger Hersteller und Verkäufer der so unendlich wichtigen und begehrten Bronze, wozu noch Silber, Kupfer und Zinn kamen, auftrat. An vielen Stellen der Bibel wird Tartessos unter dem Namen Tarschisch erwähnt. Die Bibel kennt sogar Tarschisch-Schiffe, die einen für damalige Zeiten bedeutenden und leistungsfähigen Schiffstypus dargestellt haben müssen. Träger dieses Zwischenhandels war das alte Seefahrervolk der Phönizier. Jahrhundertlang besuchten ihre Schiffe nur zum Zwecke eines friedlichen Handelsaustausches Tartessos. Um 1100 v. Chr. legten sie sogar in der Nähe der Stadt eine eigene Faktorei an. Es war die Stadt Gades, das heutige Cadix in Spanien, das somit die älteste, noch bestehende europäische Stadt ist.

Erst um das Jahr 800 regte sich in den Phöniziern die Gier, den Monopolgewinn aus dem wertvollen Metallhandel in die eigene Tasche zu leiten. Sie eroberten



Frauenplastik aus dem 5. Jahrhundert v. Chr.

Tartessos. Hundert Jahre später wurde aber das phönizische Reich von Tyrus selbst ein Opfer der Assyrer, wodurch Tartessos seine Freiheit zurückerlangte. Bei Jesaias klingen diese historischen Vorgänge wieder an, wenn er ausruft:

„Heult, ihr Tarschischfahrer, denn eine Verwüstung ist angerichtet worden... Überströme dein Land gleich dem Nile, du Volk von Tarschisch, es beengt dich keine Fessel mehr.“

Nach 700 v. Chr. erlangte Tartessos für mehr als eineinhalb Jahrhunderte seine schönste und stolzeste Blüte. Höhepunkt war die achtzigjährige Regierung (620 bis 540 v. Chr.) des Königs Arganthonios, der 120 Jahre alt geworden sein soll. Hatten vorher die Phönizier durch ihre Macht und durch geschickt verbreitete abschreckende Schiffermärchen die anderen Nationen des Mittelmeerraumes abgehalten, nach Tartessos zu segeln, so war es jetzt anders. Um das Jahr 660 erreichte ein gewisser Kolaos aus Samos als erster Grieche, angeblich auf einer Fahrt nach Ägypten durch Stürme nach Westen verschlagen und durch die Säulen des Herakles, die

Gibraltarstraße, in den Ozean hinausgetrieben, Tartessos. Das Abenteuer muß sich gelohnt haben, denn Kolaios soll aus Tartessos u. a. 30 Zentner Silber in die Heimat mitgebracht haben. Auch die Griechen legten für ihre Handelsbeziehungen eine Faktorei an, Mainake, das heutige Malaga.

Bald nach des Arganthonios Tode aber nahm die Herrlichkeit ein jähes und diesmal endgültiges Ende. Um 530 v. Chr. verbreitete sich das aufstrebende Karthago, eine Tochterkolonie der Phönizier, erobernd über Süds Spanien und muß dabei auch Tartessos erobert und zerstört haben. Noch mehr aber. Durch den karthagisch-römischen Schiffsfahrtsvertrag vom Jahre 509 wurde die Meerenge von Gibraltar bei Androhung der Todesstrafe für jede nicht-karthagische Schiffsfahrt gesperrt. Damit aber war der Felsen von Gibraltar für rund 300 Jahre für alle Mittelmeervölker das Ende der Welt.

Den Untergang von Tartessos meldet uns keine literarische Kunde. Aber plötzlich breitet es sich wie ein schwerer, dunkler Schleier über den blühenden Tartessos-handel. Doch die Erinnerung daran verblaßte keinesfalls. Zu viele Seefahrer und Händler waren in dieser Stadt gewesen und hatten mit eigenen Augen die Pracht und Herrlichkeit, das Glück und den Reichtum dieser Meereskönigin im Westen gesehen. So bemächtigte sich nach und nach die Sage dieser für die griechische Welt versunkenen Stadt.

Überall in der griechischen Dichtung finden wir versteckte Hinweise auf Tartessos, die sich natürlich nur bei eingehender Betrachtung deuten lassen. Bereits der Sänger der Odyssee, Homer, gedenkt der Stadt bei seiner Schilderung der Phäakeninsel Scheria, an deren Gestade der edle Dulder Odysseus nach zehnjähriger Irrfahrt gespült wird.

Steckt nicht hinter den selbstbewußten Worten der Königstochter Nausikaa:

„Wahrlich, der lebt noch nicht und niemals wird er geboren, welcher käm' in das Land der phäakischen Männer mit Feindschaft, unsre Ruhe zu stören“,

eines der Motive der Sage vom goldenen Zeitalter? Passen diese Worte nicht haargenau auf das mächtige Handelszentrum Tartessos, dem jahrhundertlang kein Volk in kriegerischer Absicht zu nahe trat?



Schwertgriffe der Bronzezeit

Den schönsten Niederschlag in der Dichtung aber hat Tartessos und sein goldenes Zeitalter in einem Bericht gefunden, der bis in die jüngste Vergangenheit hinein immer wieder die Menschen in seinen Bann zieht: in Platons Atlantisbericht. Was ist seit rund zweieinhalb Jahrtausenden über die sagenhafte Insel Atlantis nicht alles zusammenphantasiert und fabuliert worden? Und doch ist die Lösung dieses Rätsels so einfach: Einzig und allein das durch karthagische Willkür von heute auf morgen plötzlich verschwundene Tartessos bildet den Hintergrund zu Platons Erzählung.

Damit aber dürfte auch der zweite Zweifel an der Sage vom goldenen Zeitalter gelöst sein. Es gab ein Land, in dem Jahrhundert hindurch Friede und Wohlstand herrschte, ein Land, das mit seiner goldschimmernden Bronze alle Völker und Reiche des Altertums versorgte: Tartessos, das älteste Kultur- und Handelszentrum Europas, Tartessos, das so lange vergebens in der Ferne gesuchte Atlantis!

Sammelmappen für den 2. und 3. Jahrgang unserer Werkszeitung sind im Personalamt zum Preise von 1 DM erhältlich.

Was noch interessiert

Folgende Lehrlinge haben die Facharbeiterprüfung Herbst 1954 mit nachstehenden Ergebnissen bestanden:

	Fertigkeitsprüfung	Kenntnisprüfung
Jürgen Bringe	2	1
Maschinenschlosser		
Karl Friedel Buchner . .	3	2
Werkzeugmacher		
Franz Chyrek	1	1
Maschinenschlosser		
Walter Engels	1	1
Maschinenschlosser		
Karl Ernst Fischer . . .	2	3
Werkzeugmacher		
Karl Hermann Hein . .	1	1
Werkzeugmacher		
Heinz Otto Kellner . .	2	1
Maschinenschlosser		
Karl Jürgen Kronner . .	2	2
Werkzeugmacher		
Degenhard Lempert . .	1	1
Maschinenschlosser		
Günther Ries	3	2
Werkzeugmacher		
Horst Röntgen	2	2
Modelltischler		
Heinz Werner Rohland .	2	1
Werkzeugmacher		
Klaus Schultz	2	1
Maschinenschlosser		
Karlheinz Winterling . .	2	2
Maschinenschlosser		

Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, ganz gleich ob betrieblicher, wirtschaftlicher, kultureller, arbeitsrechtlicher, sozialpolitischer Art oder aus anderen Gebieten, dann wenden Sie sich vertrauensvoll an die Werkszeitung.

Alle Fragen werden gewissenhaft und ausführlich beantwortet.

Theaterabonnement

Es besteht auch weiterhin für unsere Werksangehörigen die Möglichkeit, Mitglieder des Kulturringes „Volksbühne“ zu werden. Wer ihm jetzt oder später beitrifft, braucht natürlich nur noch neun oder acht Vorstellungen zu bezahlen. Jede Vorstellung kostet 2,75 DM. Unsere Geschäftsleitung gibt jedem Werksangehörigen (nur diesen), der Mitglied der Volksbühne wird, jeweils eine D-Mark dazu. Anmeldungen werden laufend im Sozialamt entgegen genommen, wo auch die Beitragszahlung erfolgt und nähere Auskünfte erteilt werden.

Neue Schalterstunden der Betriebskrankenkasse

Um unseren Mitgliedern, denen durch das neue Lohnabrechnungsverfahren Freizeiten für Privatwege nicht mehr zur Verfügung stehen, die Abfertigung am Krankenkassenschalter zu ermöglichen, haben wir neben den Schalterstunden am Vormittag noch eine Abfertigungsmöglichkeit während des Schichtwechsels geschaffen. Es sind folgende Schalterstunden festgelegt worden: von 8 bis 12 Uhr und von 13.30 bis 15 Uhr. Zahlungen erfolgen jedoch nur in den Vormittagsstunden.

Wir bitten unsere Mitglieder, diese Schalterstunden einzuhalten, damit in den übrigen Bürostunden die umfangreiche Verwaltungsarbeit erledigt werden kann. In Notfällen wird selbstverständlich sofort geholfen.

Bergische Stahl-Industrie
Betriebskrankenkasse

JUBILÄEIERN



... im Fittingsverkauf

oberes Bild: von links nach rechts obere Reihe: Karl Waedlich, Hans Georg Schauseil, Hans Sohns, Erich Göbel, Richard Schmidt, Theo Trabert, Erich Kemper, untere Reihe: Franz Josef Kirschbaum (Firma Ibach), der Jubilar Artur Müller (40 Jahre Mitarbeit), Paul Herr

unteres Bild: von links nach rechts obere Reihe: Ruth Morgenstern, Else von den Steinen, Helga Göbel, Gerda Tomtschik, Margret Piccard, Lotte Wille, Martha Schneider, Ruth Speitmann, untere Reihe: Aline Melchers, Julie Schulkowski, Jenny Piccard



... in Stachelhausen, Bökerbau Saal 3

von links nach rechts: Erich Möller, Hans Behrendt, Wilhelm Hansmann, Hugo Hessenbruch, Günther Uffemann, Hummeltenberg jun., der Jubilar August Hummeltenberg (40 Jahre Mitarbeit), Eugen Möller, Heinrich Groh, Carl Albert Knüttel, Heribert Götz, Peter Werner, Karl Blum, Günther Schiller, Rudi Bujak

... in der Gewindeschneiderei Papenberg

von links nach rechts: Rudi Klütke, Robert Böhm, Max Hoffmann, Albert Stuppmann, Fritz Leymann, der Jubilar Ernst Wingenroth (25 Jahre Mitarbeit), Karl Sassmann, Fritz Stephan, Herbert Vogt, Paul Hiddemann, Ewald Fink, Hubert Eppenhoff, Karl Strempelewitz, Hans Richter, Max Zindel, Peter Schumacher, unten: Emil Knabenschuh



Für unsere Frauen

Hat uns der Sommer mit unseren Bekannten und Freunden irgendwo im Freien, auf Spaziergängen oder auch in der Gaststätte zusammengeführt, so kommt nun mit den kühleren und kalten Monaten wieder mehr die Zeit der Besuche und häuslichen Feste. Wir Frauen sehen gern Gäste bei uns und scheuen weder Mühe noch Arbeit, um einen solchen Besuch auch festlich zu gestalten. Eine der schönsten Tugenden einer guten Hausfrau ist es ja nun einmal, Gastlichkeit zu üben, jedem, der die Schwelle ihres Hauses betritt, um ein paar gemütliche Stunden zu verleben, dieses Haus und alles, was es zu bieten vermag, zu aller Freude und Zufriedenheit herzurichten und so ihres Amtes zu walten, daß jeder, der es verläßt, sagen kann, daß es wahre Gastlichkeit geboten hat.

Eine solche Festlichkeit im eigenen Heim soll nun einmal helle Lichter der Freude in unseren grauen Alltag setzen, soll vor allen Dingen die Menschen, die wir bei uns sehen, und auch uns selbst aus der täglichen Unrast und Sorge herausheben, und sei es auch nur für einige kurze Stunden. Gelegenheiten? Es braucht gar kein Familienfest zum Anlaß genommen zu werden, denn, wie der Name sagt, Familienfeste sind Angelegenheiten der Familie und werden im engsten Kreise begangen. Man soll „die Feste feiern, wie sie fallen“ und kann ohne äußeren Grund Freunde und liebe Bekannte zu sich einladen. Eines darf ich vorausschicken: Eine solche Festlichkeit, sei sie klein oder in größerem Rahmen (dieser Rahmen ist unsere Wohnung, die nur ein bestimmtes Fassungsvermögen hat, wenn die Gäste nicht dazu verdammt sein sollen, stundenlang auf demselben Platz zu sitzen), sollte niemals über unsere Verhältnisse hinausgehen. Nie sollten wir uns dadurch in Kosten stürzen, die wir weder mit unserem Lebensstandard noch mit unserem Haushaltsgeld in Einklang bringen können. Auf der einen Seite würden wir an wochenlangen Sorgen zu tragen haben, auf der anderen etwas vortauschen, was wir nicht besitzen, und dadurch uns und unseren Gästen den Genuß solcher Stunden schmälern.

Um mit den Vorbereitungen anzufangen: Die gute Hausfrau wird sie so treffen, daß alles, aber auch alles, vom Einkaufen über das Zubereiten bis zum Tischdecken, fertig ist, ehe die Gäste kommen, um zu ver-

meiden, daß der Herr des Hauses sie mit den Worten empfangen muß: Meine Frau hat noch in der Küche zu tun. Sie selbst soll ausgeruht und auch festlich gekleidet sein, natürlich ohne Schürze, die längst zu einem Kleidungsstück geworden ist, das man nur noch in der Küche oder vormittags im Haushalt bei der Arbeit trägt. Selbstverständlich vermeidet man es auch, sich eleganter anzuziehen als der zu erwartende Besuch, denn es ist für diesen unangenehm, wenn er bemerkt, daß er bei der Wahl seiner Kleidung nicht geschickt genug war. Auch da wissen wir ungefähr Bescheid und können uns danach richten. Auf jeden Fall nimmt die Hausfrau in bester Stimmung und wohl auf ihren Besuch in Empfang. Es macht auf unsere Gäste einen bedrückenden Eindruck, wenn sie merken, daß man sich ihretwegen abgehetzt hat oder daß sie vielleicht trotz der festgesetzten Zeit noch „zu früh“ gekommen sind. Blumen, die mitgebracht werden, stellt man sofort bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in eine Vase und dann an einen bevorzugten Platz, ohne damit den Tisch zu schmücken, der ja bereits Blumenschmuck aufweist.

Auf dem schon gedeckten Tisch dürfen, sofern zu Abend gegessen wird, nicht fehlen: Servietten, ein Salz- und Pfefferstreuer, alle notwendigen Bestecke und Gläser, denn nichts stört mehr, als wenn erst vom Tisch aufgestanden werden muß, um dies oder jenes zu holen.

Was wir unseren Gästen anbieten, kommt, wie gesagt, auf unseren Geldbeutel an. Ich finde, daß es bei weitem besser ist, nur belegte Brötchen mit Butter und vorzüglichem Aufschnitt zu reichen anstatt ein unzureichendes ganzes Menu, dem man es ansieht, daß alles billig gekauft werden mußte und vielleicht auch die Fähigkeit fehlte, ein solches kunstgerecht zusammenzustellen und anzurichten. Ein Abendessen braucht heute nicht mehr üppig zu sein. Einmal kommt man längst nicht mehr zusammen, um sich sattzuessen, zum anderen sind sehr viele Menschen dazu übergegangen, aus gesundheitlichen Gründen gerade zum Abend möglichst leichte Speisen in ganz geringen Mengen zu sich zu nehmen. Was wir zum Trinken servieren, entscheidet der Geschmack unserer Gäste, über den wir vorher ebenfalls geschickt Erkundigungen einziehen. Immer wird es unangenehm sein, zum Beispiel Bier vorzusetzen, wenn lieber Wein getrunken wird, oder eine

Bowle zu brauen, wenn Bier vorgezogen wird. Ich hatte vor Monaten einen Ausländer zu Besuch, von dem ich wußte, daß er den in seiner Heimat üblichen Mate vor allem anderen bevorzugt. Selbstverständlich besorgte ich Mate und erkundigte mich genau, wie man diesen in Südamerika serviert. Meine Freude war genau so groß wie die des Gastes, als er voll Staunen fragte: Ja, woher wissen Sie denn, daß man den Mate in meiner Heimat so serviert? Das sind oft Kleinigkeiten, aber sie schaffen auch unter sonst Fremden eine gute Atmosphäre der Gastlichkeit.

Genau so wie beim Essen, sollte es auch bei den Getränken sein. Man vermeide jedes Übermaß. Es braucht nicht dauernd zugeprostet und zum Austrinken aufgefordert zu werden. Damit tut man dem Gast genau so wenig einen Gefallen wie mit dem dauernden Anbieten von Speisen. Unangenehm werden auch die Aussprüche der Hausfrauen empfunden: „es schmeckt Ihnen bei mir wohl nicht?“ oder „Sie sind sicher anderes gewöhnt“, wenn der Gast nicht so lange ißt, bis die Schüsseln leer sind. Ist alles gut zubereitet, abgeschmeckt und angerichtet, dann wird der Gast schon von selbst zugreifen, wenn ihm angeboten wird, und wenn nicht, dann wird er wohl an einer Kleinigkeit genug haben.

Eins gilt wie ehemals auch heute noch als Zeichen einer guten Kinderstube, nämlich, daß man beim Essen nicht über das Essen und schon gar nicht über die Preise der Lebensmittel spricht. Ganz und gar nicht wird die Hausfrau ihren Gast fragen, ob der Salat schmeckt oder der Kaffee „gut“ ist. Sie muß ja selbst wissen, ob sie „guten“ Kaffee gekocht hat oder nicht. Die Höflichkeit wird dem Befragten jedenfalls gebieten, die Frage zu bejahen, auch wenn der Kaffee nicht gut ist oder das Essen nicht schmeckte. Es ist im übrigen doch wohl ganz selbstverständlich, daß dem Gast nur das Beste vorgesetzt wird. Er wird dann sicher aus sich heraus beim Abschied der Hausfrau für ihre Kochkunst seine ganz besondere Anerkennung aussprechen. Diese Anerkennung aber schon während des Essens herauszufordern, wirkt stets peinlich.

Es ist für eine Hausfrau nicht immer ganz leicht, wenn sie mehrere Personen einzuladen gedenkt, auch Menschen zu finden, die gleiche oder ähnliche Interessen haben oder die gewandt und aufgeschlossen genug sind, um sich für diejenigen anderer Leute zu begeistern. Die Harmonie eines

kleinen Festes wird stets davon abhängen, daß sich Menschen zusammenfinden, die einander etwas zu sagen haben, die nicht auf einem Haufen zusammensitzen und darauf warten, daß einer sie unterhält, die sich sowohl unterhalten als auch zuhören können, statt entweder nur zuzuhören oder nur zu erzählen und die anderen gar nicht zu Wort kommen zu lassen. Wenn der Hausherr oder ein Gast unaufhörlich Witze erzählen müssen, um keine Gesprächspause aufkommen zu lassen, die Hausfrau oder erwachsene Tochter stundenlang am Klavier sitzen, um die Gäste zu unterhalten, oder zwei sich unterhalten, alle anderen auch gleich mithören müssen, weil sie selbst untereinander keinen Gesprächsstoff finden, dann ist ein solcher Abend alles andere als gelungen. Jeder der Eingeladenen wird sich nur langweilen und öfters nach der Uhr schauen, um sich möglichst bald aus dem Staube zu machen.

Es ist gar nicht so einfach — oder ist es es doch? — Besuch bei sich zu haben und wahre Gastlichkeit zu üben, denn es bedarf, wie wir gesehen haben, mancher Überlegung und einigen Disponierens, damit sich Menschen wirklich bei uns wohlfühlen können und gern wieder in unser Haus kommen.

cg

Zu Sokrates, dem griechischen Philosophen, kam einmal ein Mann und sagte:

„Du, höre, ich muß dir etwas Wichtiges über deinen Freund erzählen.“

„Warte ein bißchen,“ unterbrach ihn der Weise, „hast du schon das, was du mir erzählen willst, durch die drei Siebe hindurchgehen lassen?“

„Welche drei Siebe?“

„So höre gut zu: das erste ist das Sieb der Wahrheit. - Bist du überzeugt, daß alles, was du mir sagen willst, auch wahr ist?“

„Das nicht, ich habe es nur von anderen gehört.“

„Aber dann hast du es wohl durch das zweite Sieb geseiht. Es ist das Sieb der Güte.“

Der Mann errötete und antwortete: „Ich muß gestehen - nein.“

„Und hast du an das dritte Sieb gedacht und dich gefragt, ob es nützlich ist, mir das von meinem Freund zu erzählen?“

„Nützlich? - Eigentlich nicht.“

„Siehst du,“ versetzte der Weise, „wenn das, was du mir erzählen willst, weder wahr, noch gut, noch nützlich ist, dann behalte es lieber für dich!“

Für unsere Kinder

Liebe Kinder, mit der warmen Jahreszeit ist es nun zu Ende, und es kommen die Abende im Herbst und Winter, an denen Ihr keinen Sport mehr treiben und nicht mehr auf der Straße spielen könnt und Euch zuhause in der Nähe des warmen Ofens aufhalten und beschäftigen müßt. Gewiß habt Ihr Euch allerlei Basteleien und Handarbeiten für Weihnachten vorgenommen, aber man kann nicht immer nur fleißig sein, und zwischendurch wünscht Ihr Euch bestimmt mal, etwas recht Nettes und Interessantes zu lesen. Da habt Ihr wohl ab und zu die kleinen bunten Heftchen mit Wildwest- und anderen unwahrscheinlichen und komischen Abenteuern gekauft, habt sie auch durchgelesen, sie dann aber weggelegt, um sie nie wieder in die Hand zu nehmen. Bringen sie doch immer dasselbe und kommen Euch sicher auch manchmal recht albern und dumm vor. Langweilig wird es auf jeden Fall, immer nur von der Knallerei, von Mord und Totschlag zu lesen, denn davon will ja doch kein vernünftiger Mensch immerzu hören und reden. Wie oft habt ihr wohl schon über all den Unsinn den Kopf geschüttelt und gedacht, daß die zwanzig oder dreißig Pfennige schlecht angelegt waren.

Aber es gibt ja so viel Schönes und Interessantes und dabei Wertvolles zu lesen. Richtige Bücher, die Ihr bestimmt nicht nur einmal in die Hand nehmt, sondern immer wieder, um etwas darin nachzusehen. Von einigen dieser wirklich guten Bücher will ich Euch heute erzählen.

Da gibt es in Berlin ein großes Verlags-haus von Frau Cecilie Dressler, die viel Verständnis für das hat, was Kinder gern lesen möchten, und die zahlreiche Bücher herausgegeben hat, die das wirkliche Leben behandeln, so wie wir – Ihr und ich – es erleben, und dabei von vielem Schönen und Wissenswerten, das es auf der Welt gibt, berichten.

Zuerst einmal etwas für die „Großen“, die Buben und Mädels vom 14. Jahr an, in das aber auch Vater und Mutter gern einmal schauen werden. In diesem Buch wird Euch von Reisen zu Wasser und zu Lande, von Soldaten, Matrosen und Rebellen erzählt. Ihr lernt Menschen kennen, die aus verschiedenen Nationen kommen, die erschrocken und kameradschaftlich mit einander leben und einander helfen oder auch

einander feind sind. Von vielen verschiedenen Tieren ist die Rede, angefangen beim Kanarienvogel und Kolibri über die gefräßigen Geier zu den Katzen des Professors, der auszog, die Heilpflanzen der Indianer zu studieren.



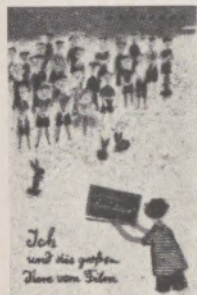
Von vielem Unvorhergesehenen, auch Unvermuteten und Unberechenbaren in fremden Ländern, von kühnen Abenteuern und Wagnissen könnt Ihr lesen. Und wenn Ihr Euch auch einmal in der weiten Welt umsehen und einen kleinen Vorgeschmack bekommen wollt, wie es ist, wenn einem frischer Wind um die Nase weht, dann werden Euch die Erlebnisse des norwegischen Schiffsjungen gewiß interessieren. Ihr werdet mit dem Erzähler an mexikanischen Lagerfeuern sitzen und den Geruch verbrannter Gehölze und den starken berausenden Duft des wilden Pfeifstrauches spüren, wenn ihr das Buch „Abenteuer mit Mensch und Tier“ von A. Reichwein lest, das dazu noch reich illustriert ist und nur 3.85 DM kostet.

Jungens wie Du, lieber Junge, und Dein Freund es sind, wirst Du in dem nächsten Buche finden. Zwei, die viel Unfug im Kopf haben, dabei aber doch bereits Pläne für ihre Zukunft machen. Eine Höhle am Rande einer Kippe haben sie sich gebaut und dort spielen sie; aber alles dreht sich immer um Motore und Maschinen. Sie interessieren sich brennend für alles Technische und vor allen Dingen für das Auto. Aus alten, ausgedienten Kinderwagen und Seifenkisten werden kleine Rennwagen fabriziert, und beide träumen davon, einmal große Rennfahrer zu werden. Ob daraus etwas wird, will ich nicht verraten. Einer von ihnen aber geht in eine große Automobilfabrik, um dort zu lernen, wie ein Auto entsteht und wie es fährt. Und der Junge lernt sich bewähren, bis er eines Tages selbst einen Wagen fährt. Wen von Euch wird eine solche Geschichte nicht hell begeistern? Sicher nicht nur die, die Ostern die Schule verlassen und zu einem Autoschlosser in die Lehre oder gar selbst in



ein großes Werk der Automobilbranche gehen. Wie man das macht, um nicht nur ein tüchtiger Mann, sondern auch ein guter Autofachmann zu werden, davon erzählt das Buch „Start ins Leben“, das H. Vogts geschrieben hat. Sehr nette Federzeichnungen und auch Originalphotos aus dem Volkswagenwerk ergänzen die bunten Schilderungen, die Euch bestimmt interessieren werden und nur 4.80 DM kosten.

Manch einer von Euch träumt heimlich still und leise, einmal zum Film zu gehen. Stimmt's? Wie man zu einem solchen Erlebnis kommt, ehe man sich's versieht und ohne großes Zutun, das könnt Ihr in einem anderen dicken Buch lesen. Lustig geht es zu in der Schulklasse der großen Jungen, aber auch aufregend und geheimnisvoll. Es ist eine lange spannende Geschichte,

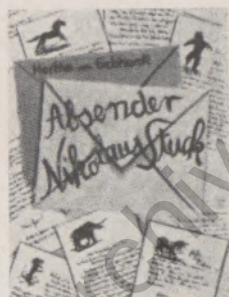


wie solch eine Filmidee entsteht, wie der Film endlich gedreht wird. So richtig hinter die Kulissen kann man da gucken! Aber bei allem kommt die Schule nicht zu kurz, denn die Versetzung steht vor der Tür. Eines Tages jedoch tritt der Lehrer in die Klasse. Alle zittern vor

Erwartung. Die Augen fallen den Jungen vor Neugier beinahe aus dem Kopf, und sie spitzen die Ohren gleich lauschenden Hasen. Und dann erfahren sie, daß die oberste Schulbehörde die Erlaubnis erteilt hat, ihren Film zu drehen. Viel Drum und Dran, viel Aufregendes und viel Spaß ist dabei, bis es dann endlich soweit ist. Auf 270 Seiten könnt Ihr in dem Buch „Ich und die großen Tiere vom Film“ von M. Z. Thomas erfahren, was alles dazu gehört, bis ein Film fertig ist, daß es durchaus keine Spielerei ist, sondern daß sehr viel ernste Arbeit dazu gehört. Für 5.80 DM kann man das Buch in Buchgeschäften haben.

Dann habe ich noch etwas: für die etwas Jüngeren, für Knaben und Mädchen von 8 bis 12 Jahren. Habt ihr schon einmal daran gedacht, daß man durch Briefeschreiben allerlei erleben kann? Es müssen nicht nur Fußballwettspiele, Autos oder Indianerkämpfe sein. Ihr könnt Euch in diese Geschichte so richtig hineinversetzen, denn sie beginnt im Winter am Nikolaus-tag, und der kleine Held der Geschichte, der kleine Nikolaus, hat die Hände tief in den Manteltaschen und den roten Woll-

schal um den Hals, weil es tüchtig kalt ist. Morgens hatte er Schokoladenplätzchen und Lebkuchenherzen in seinem Schuh gefunden. Aber Nikolaus hat zuhause so recht niemanden, außer einem alten Hausmädchen, der sich um ihn kümmert, weil seine Eltern beide Schauspieler sind. Und so muß sich Nikolaus selbst beschäftigen. Das tut er denn auch, als er zu seinem Geburtstag kleine Briefbogen, Umschläge und einen Stempel mit seinem Namen bekommt. Erst ist er nicht sehr begeistert davon.



Schreibt ihr etwa gern Briefe? Ich glaube es nicht, denn sonst hättet ihr bei unserem Preisausschreiben viel eifriger mitgemacht. Aber das nur nebenbei. Nikolaus tut es schließlich doch und schreibt und schreibt – und was dabei herauskommt an drolligen Verwicklungen, an kleinen Abenteuern und sonstigen lustigen Erlebnissen, darüber könnt Ihr in dem feinen kleinen Büchlein „Absender Nikolaus Stuck“, das Hertha v. Gebhardt verfaßt hat, lesen. Ich bin ganz fest davon überzeugt, daß es Euch sehr gefallen wird, und sicherlich könnt Ihr es Euch bald wünschen.

Wer von Euch Jüngeren sich für phantastische entzückende kleine Begebenheiten interessiert, für den habe ich noch etwas Nettes. Hier erfahrt Ihr einmal, wie es in einem englischen Hause zugeht. Von einem englischen Kindermädchen, das

P. L. TRAVERS
*Mary Poppins
öffnet die Tür*



aus einem Märchenlande kommt, mit einer großen Plüschreisetasche, einem kecken Hütchen auf dem Kopf und einem flotten Regenschirm mit einer Papageienkrücke. Von ihren Erlebnissen erzählt das Büchlein „Mary Poppins öffnet

die Tür“ von P. L. Travers. Aber diese Mary ist nicht ein einfaches Kindermädchen wie viele andere, sondern durch ihr Dazutun geschehen Dinge, über die man aus dem Staunen nicht herauskommt. Jedenfalls ist es ein aufregendes Kindermädchen, und die fünf kleinen Kinder, die es in seiner Obhut hat, wissen niemals, ob es

Wirklichkeit oder Traum ist, was sich da um sie herum abspielt. Da klingen plötzlich Spieluhren, eine Katze geistert durch das Zimmer und auf Steckenpferden kann man richtig ausreiten. Immer geschehen Dinge um Mary, die man sich nicht erklären kann. Es ist sehr amüsant zu lesen und einmal etwas ganz anderes als Ihr es sonst zu lesen bekommt.

So, und nun noch zwei reizende Bücher für die kleinen, so von 6 Jahren an.

Es sind Tiergeschichten. Es handelt von einem Besuch bei den Kaninchen, bei der Eule, von der Begegnung mit einem Ferkel und einem Esel, von der Känguruhmutter und ihrem Kind und von Bienen. Aber die Hauptsache dabei ist ein Bär. Nein, nicht ein Eisbär oder ein brauner Meister Petz, wie Ihr ihn vielleicht schon im Zoo in



PU DER BÄR

Wuppertal gesehen habt, sondern ein richtiger brauner Teddybär, der einem kleinen Jungen gehört. Allerlei Nettes und Lustiges erleben die beiden, solange der kleine Junge noch nicht in die Schule geht. Aber auch dann geht er heimlich noch manchmal mit seinem Teddy auf Abenteuer aus. Wer lesen und hören möchte, was die beiden auf ihren vielen Gängen quer durch den Wald erleben, der sollte „Pu, der Bär“ und das „Wiedersehen mit Pu“ von A.A. Milne lesen. Es lohnt



sich schon, und auch die Größeren von Euch werden ihren Spaß daran haben.

In allen diesen Büchlein, von denen ich Euch erzählt habe, findet Ihr Kinder ein Kärtchen, auf dem Ihr Frau Cecilie Dressler schreiben dürft, wie Euch das Buch gefallen hat und was Ihr sonst noch gern lesen möchtet. Und dann liegt noch etwas anderes dabei; doch das ist eine kleine Überraschung und wird nicht verraten. Wenn Ihr nun also selbst ein Buch kaufen möchtet oder Euch eins zu Weihnachten wünschen wollt, dann überlegt einmal, ob Ihr nicht eins, von denen Ihr oben Abbildungen sehen könnt, haben möchtet. cg.

Unser Kinderpreisausschreiben

„das schönste Ferienerlebnis“ hat eine nicht so große Beteiligung gebracht, wie wir es erhofft hatten. Nur vier Kinder haben uns erzählt, was sie in ihren Ferien erlebt haben, und zwar: Jutta Zipp, 12 Jahre alt; Elke Menten, 8 Jahre alt; Karl Rudolf Heß, 13 Jahre alt; Kurt Zipp, 13 Jahre alt.

Um allen Kindern zu zeigen, daß es gar nicht so schwer ist, seine Erlebnisse aufzuschreiben, haben wir die vier eingegangenen abgedruckt, damit auch alle anderen sie lesen können.

Im „Schmelztiegel“ habe ich vom Preisausschreiben gelesen und möchte gern mein schönstes Ferienerlebnis erzählen.

Mein Name ist Jutta Zipp.

Ich wohne Papenberger Str. 70
und bin 12 Jahre alt.

In den Ferien fuhren meine Eltern mit mir nach Staudach. Das liegt im Chiemgau, in Oberbayern. Eines Tages wollten wir den Hochgern, das ist der höchste Berg bei Staudach, besteigen. Er ist 1744 m hoch. Früh morgens zogen wir los. Wir waren alle drei mit einem Wanderstock bewaffnet. Wir sahen auf unserem Weg reißende Gebirgsbäche, die sich über dicke Steinblöcke ins Tal stürzten. Der Weg war gut und auch schattig. Nach 1½ Stunden gelangten wir an der Staudacher Alm an. Die Sennhütten blickten uns freundlich an, aber wir machten nicht Rast, sondern zogen weiter. Kein Laut durchdrang die Stille. Wir blickten hinauf zum Gipfel des Hochgern. Wann würden wir wohl dort oben stehen?

Nun kam das schwerste Stück Weg. Wir kletterten über Felsen und Geröll. Der Tau lag noch auf den Steinen, und es war sehr glatt. Einer half dem andern. Wir achteten kaum auf die herrlichen Blumen, die an den Abhängen in den schönsten Farben prangten. Immer höher und höher kletterten wir. Bald hörten wir schon die Glocken der Kühe auf der Hochgernalm. Jetzt endlich standen wir auf einer Almwiese; wir hatten das schwerste Stück Weg geschafft. Einige Sennerinnen hüteten die Kühe. Die dünne Luft trug ihre Stimmen zu uns herüber. Wir machten einen Augenblick Rast und dann ging's mit frischer Kraft weiter. Der Weg war jetzt nicht mehr beschwerlich, und bald standen wir auf dem Gipfel. Das war ein Anblick! Oh, wie war das schön!

Wir sahen die österreichischen Berge, den Chiemsee mit seinen Inseln und den Schnee auf dem Kaisergebirge. Wir machten eine Aufnahme an dem mächtigen Gipfelkreuz und

blickten uns noch mal um; kaum hatten wir alles gesehen, da glitten Wolken heran und versperrten uns die Sicht. Immer mehr ballten sie sich zusammen. Schnell zogen auch die Nebelschwaden heran, und wir konnten kaum noch etwas sehen. Uns wurde es unheimlich, und wir begannen mit dem Abstieg.

Wir wollten über die Hinteralm nach Hause gehen; aber kaum hatten wir ein Stück Weg zurückgelegt, da begann es zu regnen. Wir hörten auch ein dumpfes Rollen. Ein Gewitter in den Bergen? Na, das konnte ja heiter werden! Wir beschleunigten unsere Schritte. Jetzt wurde der Weg wieder steiniger, und wir mußten wieder klettern. Das Gewitter verzog sich aber und es hörte auch auf zu regnen.

Auf der Hinteralm tranken wir ein Glas Milch und aßen ein Butterbrot. Dann gingen wir weiter. Der Weg wurde jetzt schlammig. Hier waren die Kühe hergelaufen. Einmal nahm ich sogar ein „Mohrbad“. Ich sank nämlich bis über die Enkel in den Morast ein. Ich hatte jetzt anstatt braune, schwarze Schuhe an. Auch meine Söckchen waren mit einer dicken Lehm-schicht überzogen. Wir balancierten über Bretter, die in den Schlamm gelegt waren, und suchten uns die trockensten Stellen aus. Bald wurde der Weg aber besser, und nach einer Stunde waren wir dann wieder in Staudach.

*

Karl Rudolf Hess, Stachelhauser Str. 11,
13 Jahre alt

31. Juli! Dies ist für mich ein Tag der doppelten Freude. Erstens beginnen die langersehnten Ferien, und zweitens habe ich Geburtstag. Als schönste Geburtstagsüberraschung erhielt ich eine Einladung, ins Hessenland zu unseren Verwandten zu kommen. Da habe ich vor Freude einen Luftsprung gemacht.

Mit meinem Bruder zusammen wurde ich hingebracht. Und nun begann für mich ein lustiges Leben. Von morgens bis abends war meine Zeit ausgefüllt mit Besuchen bei allen möglichen Tieren. Da waren die Kühe, die in aller Frühe schon ein Gebrüll anstimmten, bis sie ihr Futter bekamen. Ich habe beim Füttern geholfen. Sehr nett waren die Kälbchen, die steif auf ihren Beinen standen, als wären es ein paar Holzklötze. Hielt man ihnen die Hand hin, dann lutschten sie daran. Im Kuhstall war auch die alte Katze mit ihren Jungen zu Hause. Mein besonderer Liebling war ein halbjähriges Miezchen, mit dem man herrlich spielen konnte.

Lustig war es auch im Schweinestall. 19 kleine Schweinchen liefen um die Alte herum. Die

Schweinchen waren niedlich und sauber und sahen aus wie Marzipan. Aber wenn ich die alten Schweine beobachtete, war ich jedesmal froh, daß ich kein Schweinefleisch esse, und diesem Vorsatz werde ich auch treu bleiben. Das Füttern der Hühner durfte ich übernehmen.

Im Anfang der Ferien war das Wetter sehr beständig, und zwar — Dauerregen! Das störte mich nicht weiter, denn für mich gab es genug Abwechslung. Für die Bauern war es allerdings sehr schlimm, da sie die Ernte nicht einholen konnten.

Sobald das Wetter etwas besser wurde, ging's aufs Feld. Ich durfte beim Garbenbinden helfen und die Felder sauber machen. Das größte Vergnügen war natürlich für mich das Fahren auf dem hochbeladenen Erntewagen. Das Klettern in der Scheune beim Abladen hat mir auch viel Spaß gemacht.

Auf dem Lande ist doch eine herrliche Freiheit! Mein größter Wunsch ging in Erfüllung, daß ich radfahren konnte nach Herzenslust. Auch habe ich mit meinen Kameraden sehr viel Fußball gespielt. So wechselte ein Vergnügen mit dem anderen ab.

Leider geht alles Schöne sehr schnell vorüber. An einem Samstagnachmittag, ich komme gerade vom Fußballspielen, steht meine Mutti auf dem Hof, um mich wieder nach Hause zu holen. Mit einem Jubelschrei sprang ich ihr an den Hals. Hat die aber einen Schrecken bekommen; denn ich war so schwarz wie ein Mohr! Es dauerte nur eine halbe Stunde, und ich saß in der Badewanne und Mutti schrubbte mich. Da schwamm meine schöne braune Sommerfarbe im Wasser, und ich wußte, die schöne Ferienzeit hatte ein Ende.

Am nächsten Tag fuhren wir bei strahlendem Sonnenschein durch den schönen Westerwald nach Hause.

*

Elke Menten, Remscheid, Rosenhügelerstr. 72,
8 Jahre alt

Meine Ferien an der Mosel

Mein Bruder und ich sind in den Ferien nach Zell an der Mosel zu meiner Oma gefahren. Sofort am ersten Tage sind wir nach Enkirch zum Winzerfest gefahren. Auf der Fahrt habe ich vieles gesehen. Auf dem Winzerfest in Enkirch hat mein Brüderchen 1 Mark und ich 1 Mark von meinem Onkel bekommen. Ich habe die Mark verfahren und mein Brüderchen hat die Mark verlost, er hatte Glück gehabt und bekam die Auswahl, er holte für unsere Mutti eine Uhr für auf den Schrank zu stellen. Unsere Mutti und Pappi haben uns in dem

Pappi seinem Urlaub an der Mosel besucht und als meine Mutti die Uhr gesehen hatte, hat sie sich riesig gefreut.

An der Mosel ist es sehr schön, aber wir konnten nicht in der Mosel baden, denn es war Hochwasser, aber die letzten 14 Tage ging das Wasser zurück und wir konnten schön in der Mosel baden. Auch waren wir 3 Tage auf dem Hunsrück, dort war es auch sehr schön. Ich durfte auch mal die Kühe leiten mit so einem langen Seil und mein Brüderchen bekam die Peitsche in die Hand, das war ja für uns was ganz neues.

Für dieses Jahr sind nun leider die Ferien zu Ende und ich freue mich schon auf das nächste Jahr.

*

Kurt Pilz, Remscheid, Im Haddenbruch 27,
13 Jahre

Ein Ferientag

Der erste Ferientag war der Auftakt zu einer vierzehntägigen Reise. In freudiger Erwartung fanden wir uns am Bahnhof ein, und fort ging es dann in Richtung Köln, und weiter ging's mit dem Rheingold-Expreß den Rhein hinauf. Nie werde ich den herrlichen Anblick vergessen. In



bläulichem Dunst die Berge und in der Mitte das silberne Band des sagenumwobenen Vater Rhein. In den frühen Abendstunden kamen wir in Andernach an. Dort wollten wir unsere ersten drei Ferientage verbringen.

Wir waren vom vielen Schauen etwas müde, aber nachdem wir uns gewaschen und erfrischt hatten, kam unsere alte Munterkeit zurück. Schnell waren wir mit anderen Klassen befreundet, die auch auf Tour waren. Bei einem Schlag warmen Essens aßen wir uns alle nudesatt. Faul ließ ich mich aufs Bett plumpsen. Es lag was in der Luft. Man konnte es an den alten Fahrthasen merken, die sich oft viel-sagende Blicke zuwarfen oder auf den Treppen-absätzen standen und flüsterten.

Ich war gerade im ersten Schlaf, als mich je-

mand an den Fußsohlen kitzelte. Ärgerlich drehte ich mich auf die andere Seite, doch da ging das Pisacken von neuem los. Schlaftrunken öffnete ich die Augen und sah kichernde, weiße Gestalten herumhuschen. Jetzt ging mir ein Licht auf, und ich konnte mir die Geheimniskrämerei der anderen Jungen erklären. Ich war sofort hellwach und horchte nach dem Bett meines Klassenlehrers hinüber. Dort war alles ruhig.

Ich beschloß aufzustehen und mitzumachen. Ruck-zuck nahm ich das Laken um und huschte hinaus. Dort war niemand zu sehen. Die Geister mußten doch irgendwo geblieben sein? Plötzlich hörte ich hinter mir leises Kichern. Ich fuhr herum und sah eine weiße Gestalt die Treppe hinunterhuschen. Beim Nachjagen rutschte ich auf einer feuchten Stufe aus und landete schließlich mit großem Geschrei aber heilen Knochen vor dem Tagesraum. Darin brannte das Licht. Ich öffnete leise die Tür. Was sah ich? Die anderen Geister saßen auf den Betten, denn nur wir Jungen schliefen im Tagesraum, und berieten etwas. Dann stürmten einige hinaus. Ich sofort mit. Erst oben auf dem Wehrgange wurde halt gemacht. Aus dem Fenster des Mädchenschlafraumes hing ein Schlafanzug hinaus. Der sollte wohl eine Fahne sein und wurde gleich eingeholt.



Unser Lehrer war inzwischen auf die leeren Betten aufmerksam geworden und fragte, wo die Jungs wären. Als er den Krach hörte, wollte er uns sofort in den Schlafraum rufen. Er sprang aus dem Bett. Das Niespulver wirbelte auf und kam ihm in die Nase. Er nieste, aber das gefiel ihm nicht. Der Täter war nicht mehr aufzufinden. Nach und nach trudelten alle Geister ein, und jeder legte sich jetzt endgültig schlafen.

Am 15. Oktober haben wir die vier eingeladen, und, wie Ihr auf den Bildern seht,

hat jeder ein schönes dickes Buch und dazu eine ganz süße Tüte bekommen. Die Freude war natürlich groß, und noch heute erzählen die Mütter, wie sehr sich die Preisträger vor allem über die schönen Bücher freuen. Vielleicht überlegt Ihr es Euch, ihr lieben Kinder, und macht das nächste Mal mit, wenn wir wieder ein Kinderpreisausschreiben starten.



Von links nach rechts; Elke Menten, Jutta Zipp, Karl Rudolf Heß, Kurt Pilz.



Dr. Busch weist auf eine interessante Seite in dem Buch, das Kurt Pilz als Preis erhalten hat.



Unsere Jubilare

im November

20 Jahre Mitarbeit



Emil Hoff

Dreher in der Versuchsanstalt
am 6. November 1954

25 Jahre Mitarbeit



Josef Schmidpeter

Transportarbeiter in der Halle Süd
am 8. November 1954

Etwas für die Rätselfreunde

Silbenrätsel

Aus den nachstehenden Silben sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen beherzigenswerten Ausspruch ergeben (ch = 1 Buchstabe):

al - arzt - be - bei - bel - bert - bruch - by - chef -
chef - de - der - di - dra - e - eh - ex - füh - ga -
ge - gon - hall - hör - i - ihn - il - ke - kot - kus -
la - le - li - lith - li - lot - lu - mann - mann - men -
mi - mus - nackt - nar - ne - nes - nis - nös - o - o -
o - o - pi - pres - ral - re - ren - rung - sal - saud -
sen - sen - sen - schnek - si - stra - strier - te - tei -
ter - ti - tri - tri - tun - un - umph - zu

1. Kunststoff
2. Würzkraut
3. Almhirt
4. Tunnel
5. hauslose Schnecke
6. Wer wohnte in einer Tonne?
7. Rundfunkzeitschrift
8. rechtschaffener Mensch
9. arabisches Herrschergeschlecht
10. großer Erfolg
11. Bilderzeitung
12. Heilkraut
13. Gewebe
14. Dummheit

15. die Kraniche des . . .
16. Flugkapitän
17. Sumpfsteppe
18. Musikhalle in London
19. freisinnig denkend
20. Insekt
21. Kunstrichtung
22. poetische Bezeichnung für den Tod
23. Berichtigung, Widerruf
24. Landschaft an der Oder
25. leitender Arzt
26. unheilvoll

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 35

Blindekuh - Lilje - Entenei - Isegrim - Buna - Eszet
- Dien Bien Phu - Immortellen - Rheinland - Stimm-
recht - Tagebau - Eisblume - Tiara - Streithammel -
Tarantel - Riesendame - Ehlers - Uhu - Kostüm -
Affenschande - Esele - Mannesmann - Pilaw - Filou -
Equipage - Ulster - Neumond - Druckerei - Sauerteig
- Teigaffe - Rollfuhrunternehmer - Erkenntnis - Inferno
- Trockenmilch - Eisenbeton - Faustpfand - Unterhose -
einwandfrei - Radschlagen - Dogge - Eisenhower -
Imperativ - Nappa - Wohnort - Etage - Rädelsführer
- Kristallglas - Landesverrat - Inka - Einwand - Brutto-
gewicht - Eisenerz - Donau - Elias - Initiative - Nil -
Eisernstein

Auflösung: Bleibe dir stets treu. Kämpfe und
streite fuer dein Werk. Liebe deine Heimat und tue
alles, um ein wuerdiger Sohn deiner Vaterstadt zu
sein.

Das schönste Foto des Monats

Aufnahme:
Gustav Müller
Stachelhausen

„Am Strand“

Kamera: Agfa Isolette



An dieser Stelle wird in jeder Nummer unserer Werkszeitung „das schönste Foto des Monats“ veröffentlicht und mit 10 DM prämiert. Von 19 Einsendungen ist obenstehendes Bild als das beste anerkannt worden. Die Fotothemen für die nächsten Monate sind: für November: „Im Verkehr“, für Dezember: „Der Herbst“. Letzter Einsendetermin ist jeweils der 1. eines jeden Monats. Wir bitten, sich an die gestellten Themen zu halten.

Lieber Fotofreund!

Wie zu erwarten, war die Anzahl der Einsendungen diesmal recht groß. Leider waren nur wenige echte „Urlaubsbilder“ dabei. Wir haben bei der Ausschreibung dieses Themas nicht an schöne Ansichtskarten gedacht, wie man sie an jeder Ecke kaufen kann, deren Motive wir dann ebenfalls fotografieren, sondern wir haben uns Fotos aus „Eurem Urlaub“ vorgestellt.

Wenn wir Personen fotografieren, müssen wir immer daran denken, daß sie eine gewisse Scheu vor unserem Objektiv haben. Deshalb werden wir selten gleich beim ersten Bild eine gute Aufnahme haben, und deshalb macht die Strandnixe auch ein so verlegenes Gesicht. Unterhalte dich mit deinem „Opfer“, und du wirst sehen, daß das dritte oder vielleicht auch erst das vierte Bild wirklich „sitzt“. Warum läßt du sie nicht in die Kamera schauen oder besser — lächeln?

Dadurch würde sie dann etwas von ihrer Urlaubsfreude wiedergeben, nämlich: seht mal, wie ich mich freue.

Euer Fotofreund Alfons Korn, Stachelhausen

Liebe Freunde in Betrieben und Büros! Das neue Lohnabrechnungsverfahren ist angelaufen. Es ist wohl besser gegangen als allgemein angenommen worden ist. Ohne Zweifel sind aber auch einige Härten aufgetreten, ich denke da an die Arbeitskameraden, die auswärts wohnen und die nun eine längere Wartezeit bis zur nächsten Verkehrsmöglichkeit haben als früher. Für diese werden alle Verhandlungsmöglichkeiten für eine bessere Lösung ausgenutzt.

Wie bei allem Neuen haben sich natürlich auch hier verschiedentlich Mängel herausgestellt, die vorher nicht abzuschätzen waren. Teilweise sind sie bereits behoben, andere müssen noch abgestellt werden. Das alles aber ist doch kein Grund, Zeter und Mordio zu schreien und alles in Grund und Boden zu verdammen. Wenn wir alle mit dem guten Willen an die Geschichte herangehen, ruhig überlegen, wie es besser gemacht werden kann, und dementsprechend handeln, dann muß das Beste für uns herauskommen. Wir müssen aber auch bedenken, daß nicht jeder für sich allein da ist, daß jede Sondervergünstigung mit dem gleichen Recht auch von allen anderen beansprucht werden kann. Ich habe den Eindruck, als würden wir alle, fast ohne Ausnahme, auf irgendwelche Vergünstigungen spekulieren, ohne uns darüber klar zu sein, daß das nun mal nicht geht. Meiner Meinung nach sollten wir erst einmal die neue Ordnung einige Wochen laufen lassen, bis sie sich eingespielt hat, dann werden sich schon Mittel und Wege finden, die allen gerecht werden.

Ich muß Euch ehrlich sagen, daß es wohl keinen Betrieb auf der ganzen weiten Welt gibt, und ich kenne davon ein ganz schönes Stückchen, in dem so viele Sondervergünstigungen beansprucht werden wie bei uns. Ich habe den Eindruck, als wenn jeder von uns das Recht für sich in Anspruch nehmen möchte, zu kommen und zu gehen, wann er will. Dann aber wäre der ganze Betrieb ja witzlos, und das Beste wäre, es würde jeder für sich selbst einen aufmachen.

Bei vielen Mängeln ist es auch so, daß nicht der richtige Weg zu ihrer Behebung beschritten wird. Als ich neulich in Papenberg war, wurde gesagt: ja, sonst ist der

Struppi überall, aber wenn wir uns nach der Schicht nicht gleich waschen und anziehen können und ein großes Gedränge entsteht, dann ist er nicht da. Ich mußte daraufhin die ganz dumme Frage stellen, ob eigentlich ich als Vertreter der Belegschaft gewählt worden bin. Das ist natürlich nicht der Fall. — Mit Vernunft und Überlegung geht alles, aber auch alles, und alles läßt sich ändern. Wenn jetzt das Waschen und Anziehen nach Schichtschluß auf Schwierigkeiten stößt, dann müssen sie eben behoben werden. Nur ein Dummkopf könnte das nicht einsehen. Jedoch jetzt den ganzen Betriebsrat, die Planungsstelle und was einem sonst noch in den Weg läuft, in Bausch und Bogen zu verdammen, ist wohl nicht der richtige Weg. Natürlich muß sich jemand darum kümmern. Mir den Vorwurf zu machen, daß ich mich nicht darum kümmere, ist doch wohl völlig abwegig. Der Betriebsrat würde mich schön angucken, wenn ich in seine Aufgaben pfuschen würde. Er wird schon das Richtige in die Wege leiten. Er kann aber doch auch nicht hexen und binnen 24 Stunden einen neuen Waschraum aufstellen. Es sind doch auch nur Menschen. Jetzt über ihn herzufallen, erleichtert ganz bestimmt nicht seine gewiß nicht einfache Arbeit. Er ist bestrebt, es allen möglichst recht zu machen. Auch er kann im übrigen nicht wissen, was hinter seinem Rücken gesprochen wird, und je eher und je genauer er deshalb über dies oder jenes unterrichtet wird, umso eher kann er helfen.

Etwas aber, glaube ich, kann nicht gutgehen, nämlich, daß einige partout nicht mitmachen wollen und sich einfach an keine Ordnung halten. Das ist nicht zu begreifen. Überall in der Welt ist eine gewisse Ordnung notwendig, und man kann nicht behaupten, daß wir in der BSI besonders stramm an der Kandare gehalten werden.

Als unlängst ein Neuer in Stachelhausen eingestellt war, riß er Mund und Augen auf, als er sah, daß sehr viele kamen und gingen, wann es ihnen paßte. Als er es spitz hatte, daß niemand dazu etwas sagte, machte er es genau so, und nach zwei Wochen war es soweit, daß er noch früher ging als seine Vorbilder. So kommen wir aber doch nicht weiter, und wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn mal jemandem der Kragen platzt und dann etwas strenger als bisher verfahren wird.

Wir können uns dann gar nicht wehren, denn wir sind ja nicht im Recht. Das sind nur reine Feststellungen, die ich hier zum Ausdruck bringe, denn schließlich bin ich ja auch Belegschaftsmitglied wie jeder andere und: mitgegangen, mitgefangen.

Ohne Zweifel — dieser Erkenntnis werden wir uns nicht verschließen können — ist es das Beste, sich erstmal strikt an die neue Ordnung zu halten, nicht zu versuchen, sie schon in ihren Anfängen zu zerstören, aber dann alle Ecken und Kanten abzuschleifen. So, glaube ich, kommen wir am ehesten vorwärts. Meiner Meinung

nach können wir doch umso weniger Ansprüche stellen, je weniger wir unseren Verpflichtungen, die nun einmal jeder auf sich genommen hat, nachkommen.

Je besser ich etwas mache, umso eher habe ich die Chance, das eine oder andere im Rahmen des Möglichen für mich herauszuschlagen. Das ist doch klar und überall so, und wenn wir nach dieser Erkenntnis handeln, dann werden wir in jeder Beziehung zu guten Verhältnissen kommen.

In diesem Sinne grüßt Euch alle recht herzlich
Euer *Struppi*

Familiennachrichten

Es haben geheiratet

Hedwig Erle, Papenberg Kernmacherei — Friedrich Anner, am 27. August 1954
Walter Strandmann, Labor — Emmi Stamm, geb. Kurth, am 28. August 1954
Walter Krause, Papenberg Formerei — Margarete Erdorf, am 24. September 1954
Gisela Schmidt, Papenberg Kontrolle — Günter Schwirz, am 9. Oktober 1954

Uns Leben traten ein

Ute, Tochter von Inge Ogradowski, geb. Kind, Papenberg Kernmacherei, am 14. September 1954
Bernd, Sohn von Klemens Bielinski, Stachelhausen Schmelzerei, am 23. September 1954
Manfred, Sohn von Johannes Jaster, Papenberg Formerei, am 23. September 1954
Birgit, Tochter von Helga Kaleske, geb. Euler, Krankenkasse, am 26. September 1954
Udo, Sohn von Heinz Apmann, Papenberg Putzerei, am 4. Oktober 1954

Wir nahmen Abschied von

Robert Frowein, Pensionär, 82 Jahre alt, am 28. September 1954
Gustav Huber, Pensionär, 67 Jahre alt, am 30. September 1954
Ignatz Kranich, Pensionär, 74 Jahre alt, am 1. Oktober 1954
Ehefrau von Walter Wilke, Papenberg Büro, 64 Jahre alt, am 6. Oktober 1954
Richard Friedrichs, Pensionär, 85 Jahre alt, am 7. Oktober 1954
Karl Wehmann, Stachelhausen Maschinenhalle, 66 Jahre alt, am 11. Oktober 1954

Wir begrüßen als neue Mitarbeiter

Detlev Karcher, Hilfslaborant, Versuchsanstalt, am 1. September 1954
Gerd Schmitz, kaufm. Angestellter, Betriebsbuchhaltung, am 1. September 1954
Alex Melchers, Laborhilfe, Versuchsanstalt, am 1. September 1954
Josef Steinz, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 4. September 1954
Gertrud Assmann, Putzfrau, Werksaufsicht, am 7. September 1954
Heinz Hofmann, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg (Wiedereintritt), am 8. September 1954
Rudi Janke, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg (Wiedereintritt), am 8. September 1954

Heinz Eichmann, Gewindeschneiderei Papenberg, am 9. September 1954
Friedrich Schein, Gewindeschneiderei Papenberg, am 9. September 1954
Gerd Seils, Gewindeschneiderei Papenberg, am 9. September 1954
Georg Brück, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 9. September 1954
Karl Wallraff, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 9. September 1954
Hermann Reimmöller, Reparaturbetrieb Stachelhausen, am 10. September 1954
Emil Meissner, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg (Wiedereintritt), am 10. September 1954
Heinrich Mertens, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 10. September 1954
Leo Harth, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 10. September 1954
Horst Lange, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 10. September 1954
Eugen Dankowski, Gewindeschneiderei Papenberg, am 10. September 1954
Hans Künne, Gewindeschneiderei Papenberg, am 10. September 1954
Günter Fundheller, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 11. September 1954
Hans Herrmann, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg (Wiedereintritt), am 11. September 1954
Heinz Schulte, Gewindeschneiderei Papenberg, am 11. September 1954
Otto Brennenstuhl, Gewindeschneiderei Papenberg, am 11. September 1954
Rolf Zinn, Gewindeschneiderei Papenberg, am 13. September 1954
Alfred Balzer, Gewindeschneiderei Papenberg, am 13. September 1954
Walter Herbst, Gewindeschneiderei Papenberg, am 13. September 1954
Inge Dörr, Sortiererin, Putzerei Papenberg, am 13. September 1954
Hubertine Proplesch, Sortiererin, Putzerei Papenberg, am 13. September 1954
Marta Sawatzki, Prüferin, Prüfstation Papenberg, am 13. September 1954
Ruth Schneider, Prüferin, Prüfstation Papenberg, am 13. September 1954
Margarete Wolff, Prüferin, Prüfstation Papenberg, am 13. September 1954
Helene Flaschenberg, Prüferin, Verzinkerei Papenberg, am 13. September 1954
Ruth Gora, Prüferin, Verzinkerei Papenberg (Wiedereintritt), am 13. September 1954
Ursula Dächer, Stemplerin, Kontrolle Papenberg, am 13. September 1954
Susanne Fischer, Stemplerin, Kontrolle Papenberg, am 13. September 1954
Anneliese Engelbrecht, Prüferin, Endkontrolle Papenberg, am 13. September 1954
Inge Manthei, Prüferin, Endkontrolle Papenberg, am 13. September 1954

Elisabeth Rothmeier, Sortiererin, Putzerei Papenberg (Wiedereintritt), am 10. September 1954
 Rosemarie Kriesse, Anschürerin, Lager Papenberg, am 13. September 1954
 Karl Schmüdde, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 13. September 1954
 Josef Marotz, Gußprüfer, Putzerei Papenberg (Wiedereintritt), am 13. September 1954
 Josef Krämer, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 13. September 1954
 Hugo Spelz, Gußprüfer, Putzerei Papenberg, am 13. September 1954
 Johann Buchholz, Hilfsarbeiter, Putzerei Papenberg (Wiedereintritt), am 13. September 1954
 Wilhelm Schröder, Hilfsarbeiter, Putzerei Papenberg, am 13. September 1954
 Erich Uschner, Gewindeschneiderei Papenberg, am 13. September 1954
 Günter Bahro, Lagerarbeiter, Lager Papenberg, am 13. September 1954
 Georg Spahlinger, Verzinker, Lager Papenberg (Wiedereintritt), am 13. September 1954
 Brigitte Charschecz, Sortiererin, Putzerei Papenberg, am 13. September 1954
 Walter Dietzsch, Kernmacher in Stachelhausen, am 14. September 1954
 Otto Koppus, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg (Wiedereintritt), am 14. September 1954
 Alfred Wiemer, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 14. September 1954
 Günther Dallwig, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 14. September 1954
 Konrad Winkler, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 14. September 1954
 Herbert Becker, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 14. September 1954
 Hermann Jahn, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 14. September 1954
 Gerhard Eilers, Temperei Papenberg, am 14. September 1954
 Bernhard Krüger, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 14. September 1954
 Kurt Krause, Fittingspresser, Lager Papenberg, am 14. September 1954
 Karlheinz Koch, Rommler in Papenberg, am 14. September 1954
 Josef Engelberg, Gußprüfer, Putzerei Papenberg (Wiedereintritt), am 15. September 1954
 Paul Krebs, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 15. September 1954
 Walter Witte, Dreher in Papenberg (Wiedereintritt), am 15. September 1954
 Johann Binner, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 15. September 1954
 Albert Sawatzki, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 16. September 1954
 Günter Eckardt, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 16. September 1954
 Leo Wierz, Gußprüfer, Putzerei Papenberg (Wiedereintritt), am 16. September 1954
 Margarete Bürger, Kernmacherin in Papenberg, am 16. September 1954
 Hildegard Matthe, Kernmacherin in Papenberg, am 16. September 1954
 Hilde Zimmermann, Prüferin, Prüfstation Papenberg, am 17. September 1954
 Ursula Faust, Kernmacherin in Papenberg, am 17. September 1954
 Gertrud Graf, Kernmacherin in Papenberg, am 17. September 1954
 Robert Drachenberg, Transportarbeiter, Versand Papenberg, am 17. September 1954
 Günter Zenses, Gußprüfer, Putzerei Papenberg, am 17. September 1954
 Heinz Keuth, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 17. September 1954
 Dieter Hoffmann, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 17. September 1954
 Wilhelm Wagner, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 20. September 1954
 Egon Kramer, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 20. September 1954
 Waltraud Daubert, Kernmacherin in Papenberg, am 20. September 1954
 Grete Bohlson, Kernmacherin in Papenberg, am 20. September 1954
 Erich Brecht, Handformer in Stachelhausen, am 20. September 1954

Alfred Leitzbach, Gewindeschneiderei Papenberg, am 20. September 1954
 Hildegard Tinney, Prüferin, Prüfstation Papenberg (Wiedereintritt), am 20. September 1954
 Josef Kremsreiter, Verzinker in Papenberg, am 20. September 1954
 Erich Mettler, Transportarbeiter in Papenberg, am 20. September 1954
 Hans Herbener, Transportarbeiter, Lager Papenberg, am 21. September 1954
 Lubens Meid, Dreher in der Halle Süd (Wiedereintritt), am 21. September 1954
 Rolf Elges, Gußschleifer in Papenberg, am 21. September 1954
 Willi Kita, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 21. September 1954
 Paul Charko, Gewindeschneiderei Papenberg, am 21. September 1954
 Bruno Mitscherling, Transportarbeiter in Papenberg, am 21. September 1954
 Josef Auerbeck, Verzinker in Papenberg, am 20. September 1954
 Bruno Alsdorf, Ablader, Eisenbahnbetrieb (Wiedereintritt), am 21. September 1954
 Kurt Krause, Schmelzerei Stachelhausen, am 22. September 1954
 Hans Günter Kett, Gewindeschneiderei Papenberg, am 27. September 1954
 Wolfgang Lisowski, Gewindeschneiderei Papenberg, am 27. September 1954
 Günter Schulz, Gewindeschneiderei Papenberg, am 27. September 1954
 Grete Schmitz, Prüferin, Verzinkerei Papenberg, am 27. September 1954
 Hugo Brinkmann, Verzinker in Papenberg, am 27. September 1954
 Artur Schwabenberg, Schmelzerei Stachelhausen, am 27. September 1954
 Heinz Geiger, Modellschreinerei Loborn, am 27. September 1954
 Franz Hartmann, Gußabklopfer, Formerei Papenberg (Wiedereintritt), am 27. September 1954
 Werner Voigt, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 27. September 1954
 Helmut Schitte, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 27. September 1954
 Adolf Stursberg, Gewindeschneiderei Papenberg, am 27. September 1954
 Günter Hill, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg (Wiedereintritt), am 28. September 1954
 Gerhard Butz, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 28. September 1954
 Eugen Erb, Heizer, Putzerei Stachelhausen (Wiedereintritt), am 28. September 1954
 Karl Jung, Heizer, Putzerei Stachelhausen (Wiedereintritt), am 28. September 1954
 Dieter Pagel, Gewindeschneiderei Papenberg, am 28. September 1954
 Edeltraut Gabriel, Prüferin, Verzinkerei Papenberg, am 28. September 1954
 Friedrich Gribeck, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 30. September 1954
 Oswald Hoch, Gußschleifer, Putzerei Papenberg, am 30. September 1954
 Heinz Aukshlat, Maschinenformer, Papenberg (Wiedereintritt), am 30. September 1954
 Albert Neff, Transportarbeiter in Papenberg, am 14. September 1954

Aufnahmen für Paßbilder für die
 Werksausweise werden jeden Mitt-
 woch zwischen 14 und 16 Uhr in
 unserem Fotolabor gemacht.

Das Bild auf der letzten Seite zeigt ein Kettenrad
 für Bagger aus MNA 1.



Schmerzen und
Arbeitsbehinderung

bleibender
Körperschaden

entgangener
Lohn

tödlicher
Ausgang

Sorgen
der Familie

für den Betroffenen
**Was
bedeutet ein
Unfall?**
für den Betrieb und die Allgemeinheit

Minderung der Volks-
gesundheit und des
Volksvermögens

Erhöhung der Berufs-
genossenschafts-Beiträge

Betriebsstörung

Materialschaden

Verlust wertvoller
Arbeitskraft

